Vom papiernen stil

Otto Johann Jakob Schroeder

VOM PAPIERNEN STIL

OTTO SCHROEDER

VOM PAPIERNEN STIL

SECHSTE DURCHGESEHNE AUFLAGE

1906
LEIPZIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

DEM ANDENKEN

HERMANN WALTHERS

Die ersten Anregungen zu diesen Aufsätzen gehn auf Moriz Haupt zurück, der in seinen Vorlesungen über die Ilias (Sommer 1872) widerholt den Unterschied zwischen Hören und Lesen streifte. Lebhaftere Bewegung in die Gedankenreihen brachte die Lektüre einer Wildenbruchischen Novelle (Kindertränen, im Augustheft der Deutschen Rundschau 1883). Der erste Aufsatz, in wenigen Novembertagen des Jahres 1886 niedergeschrieben, erschien 1887 im Neujahrsheft der Preußischen Jahrbücher, der zweite ebenda 1888, dann beide mit einem dritten vereinigt in Buchform bei Hermann Walther in Berlin 1889, 1891, 1892, 1896, bei Bened. Gotth. Teubner in Leipzig 1902.

Erst nach Abschluß des ersten Aufsatzes ward ich des trefflichen Vorgängers gewahr, dessen ich mich nun in Rudolf Hildebrand erfreue. In seinem Buche 'vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt' (Leipzig 1867, 1879, 1887) berührt sich namentlich eine Forderung mit der meinigen. Sie lautet: Das Hauptgewicht (im deutschen Sprachunterricht) sollte auf die gesprochene und gehörte Sprache gelegt werden, nicht auf die geschriebne und gesehne (Seite 53 der 3. Auflage).

Zu einer allgemeinen Bewegung konnten es diese und ähnliche Gedanken nur bringen, weil sich auch sonst vielfach gegen den verflachenden Einfluß der Tagespresse und einer verknöcherten oder in naturlosen Neubildungen sich erschöpfenden Kanzlei gesunder Sinn empörte; und hier ist vor allen der wackere Grenzbote, Gustav Wustmann, zu nennen.

Seit der zweiten Auflage (1891) hat das Büchlein keine stärkeren Änderungen mehr erfahren, obwohl inzwischen manches veraltet sein mag. Ich wär es zufrieden, wenn man sagen dürfte, das Ganze sei veraltet und überwunden. Wer dazu beitragen will, soll mir aber nicht als neue Weisheit Dinge vortragen, die ich auf jeder dritten Seite selber sage.

Berlin, den 29. September 1905.

S.

I

DER GROSSE PAPIERNE

Der gelallte Laut, die rufende Stimme, die wohlgegliederte Sprache, sie alle wenden sich an eines Hörers Ohr. Auch als man den geflügelten Laut durch die Schrift bannen lernte, dachte man nicht daran, ihn in den Bann zu tun, vielmehr ihn auszurüsten zu neuem Flug über Raum und Zeit, damit der Zorn des Peleiaden Achilleus durch Jahrtausende töne. Nun ist der Fittich zur Fessel geworden, und toter Schrift soll sich lebendige Sprache beugen.

Zwischen der uralten Symbolik des Sprachlauts und der neuen des beschriebnen Papiers scheint grad in der Mitte zu stehn die Schriftsprache. Doch was man so nennt, den Mundarten gegenüber Gemeinsprache und im Gegensatz zur naiven Rede des Volks stilisierte Rede, hat mit der Schrift zunächst gar nichts zu tun. Die homerischen Lieder sind in solch einer Kunstsprache gedichtet und verbreitet worden zu einer Zeit, da es weder Schriftsteller noch Leser, sondern nur Sänger und Hörer gab, und für sie wenigstens die Schrift noch nicht vorhanden war. Und das rügische (papieren: rügen'sche) Mädchen und die Schwarzwälderin von heute, in ihren Liedern bedienen sie sich der Schriftsprache, deren sie sonst vielleicht ebensowenig mächtig sind, als des Schreibens. Das deutsche Mittelalter aber, mit seinem blühenden Schriftwesen, eine gemeindeutsche Schriftsprache hat es nicht erlebt, so nahe dem Ziel die Staufenzeit auch war. Aber wenn auch nicht unmittelbare Folge der Schrift, so ist doch

die sogenannte Schriftsprache von einer großen Literatur und von einem bedeutenden öffentlichen Leben unzertrennlich. Kräftigsten Anstoß zu beidem gab Martin Luther, der vornehmste Begründer unsrer Schriftsprache.

Während nun diese Literatursprache nach dem Satz verfährt: so sagt man wohl, doch so redet und singt, kurz so schreibt man nicht, heißt es beim papiernen Stil: so schreibt man, wenngleich man so weder singen, noch reden, noch sagen darf. Die Literatursprache nimmt nicht alles auf, was gesprochen wird; wo sie aber neuert, da geschieht es im Geiste der mündlichen Sprache. Die papierne erfindet und verbindet Worte, wie sie nie und nirgend gesprochen wurden, und wie man sie im Mund eines frischen Menschen sich auch nicht denken kann. Jene ist künstlerisch, diese künstlich. Jene bedeutet ein höheres Leben der Sprache, diese ihren Tod.

Vom Literaturdeutsch zum papiernen Deutsch ist also noch ein weiter Weg. Aber die Reise geht schnell, wenn die Straße wohl gepflastert ist, wie bei uns; und das Pflaster ist unsere Orthographie. Ich bitt um Vergebung, daß ich das leidige Thema hier berühre: ich will es nur im Fluge tun. Aber berühren muß ichs, wie man sogleich sehn wird.

Der Papierne — ich denke dabei weder an einen, noch an mehrere Menschen, sondern an einen Geist, der es, bis zu einem gewissen Grade, uns allen angetan hat. Der große Papierne also schwärmt für orthographische Fragen.

Das ist erklärlich bei dem, der mehr liest, als hört, und lieber schreibt, als redet. Sprache interessiert ihn nur, soweit sie schriftlich aufgezeichnet ist.

Selbst die lebende, die Muttersprache ist ihm nichts andres als ein großer Zettelkasten, darin jedes Wort ein Einzeldasein führt. Deshalb ist er überall auf eine raffinierte Sonderung bedacht. Wörter wie 'daß' und 'wider' sollen nicht zwei, wenn auch noch so verwandte Bedeutungen haben. Darum macht er (nur er, nicht die Sprache) je zwei verschiedne Wörter draus. Er schreibt 'das', wo es Demonstrativ, Artikel oder Relativ, und 'daß', wo es Konjunktion ist. Mit der älteren Schreibung 'daß' grade die zweifellos jüngere Bedeutung zu verbinden und das Demonstrativ, auch das stark betonte, mit einem schwächeren S zu schreiben, als die gewöhnlich unbetonte Konjunktion, erscheint zunächst willkürlich: haben wir jedoch erst tiefere Blicke in das Herz des Allgewaltigen getan, so wird sich uns auch hier Zusammenhang und Gesetz ergeben. Er lehrt: wider = gegen, und: wieder = nochmals, trennt also, was der frischere Sinn noch als eines fühlt. Dem Registrator ist ein Widerhall nur ein zweiter Hall (drum in Preußen bisher: Wiederhall); dem lebendigen Menschen ein Hall in entgegengesetzter Richtung (in Bayern: Widerhall). Stunden, Tage, Jahreszeiten, gleiche Vorgänge und Zustände kehren jenem 'wieder', wie die Zahlen des Kalenders, der Sprache erscheinen sie wie die Sonne, die gestern hinabsank und heute 'wider' heraufstieg.

Er zeichnet die Substantive durch große Anfangsbuchstaben aus, wie er denn auch den Namen Hauptwörter für sie erfunden hat. Wertvoller wär es jedenfalls, wir machten auf diese Weise die wirklichen Hauptwörter, das sind die betonten, kenntlich, anstatt unser Hirn zu zermartern, ob wir schreiben sollen:

das ewig weibliche, oder: das ewig Weibliche, oder: das Ewigweibliche, oder — was weiß ich?

Solche Feinheiten in der Schrift, bei denen auch des gewissenhaften Apostroph's, des freundlichen Binde-Strichs und der zierlichen 'Gänsefüßchen' zu gedenken ist, verleihen der Sprache erst die rechte Form und Farbe, mit ihnen wird die Sprachschöpfung erst vollendet, meint der Papierne.

Vor einiger Zeit hat ein Verleger seinen Geschäftsfreunden eine hübsche kleine Vorlesung über Firmendeutsch gehalten, und an ihren Firmen, wie sie im Adreßbuch der deutschen Buchhändler verzeichnet stehn, ihnen die sprachzerstörende, besonders genetivtötende Wirkung jener papiernen Bazillen nachgewiesen. Aber die Buchhändler folgen hier ja nur den Schriftstellern, namentlich den Gelehrten, denen der Papierne die Häkchen und Stäbchen für ihr Zitierdeutsch in die Feder diktiert. Ein angeführtes Wort, vollends eine besprochne grammatische Form steht füglich außer dem grammatischen Zusammenhang der Rede, wenngleich nicht alle Sprachen sich derlei ohne weiteres gestattet haben. Ein Buch dagegen, ein Schriftsteller, eine Firma haben von natur nicht mehr Recht auf grammatische Sonderstellung, als Garten oder Gärtner oder Gartenbesitzer. Die lebendige Sprache redet denn auch von Treitschkes deutscher Geschichte, wie von Bismarcks pommerschen Gütern. Und wenn der Autobiograph seine Aufzeichnungen 'Aus meinem Leben' oder 'Mein Lebensgang' überschreibt, so sprechen wir natürlich von Seinem Lebensgang. Eine als offner Brief bezeichnete Streitschrift zitieren wir als des Verfassers offnen Brief, oder als den offnen und so weiter, und

wo es auf Vollständigkeit und Genauigkeit des Zitats ankommt, katalogartig, ohne grammatische Skrupeln: Der und der, Offner Brief an den und den, Seite 2, Zeile 3. Wie anders der Papierne: in v. Ledebur's 'Neues Allgem. Archiv'; und: Vischer in 'Mein Lebensgang' in Heft 3 von 'Altes und Neues'. Es würd uns die Ohren sprengen, hätten wir die heilsamen graphischen Dämpfer nicht. Unsre Besten schreiben heute 'mit von Tränen geröteten Augen', 'mit sich einander berührenden Fingerspitzen', wo man früher 'mit tränengeröteten Augen', 'die Augen von weinen getrübet', 'Tränen im Auge', oder dergleichen sagte. Wie wär es, wenn man 'mit v. Tränen geröteten Augen' druckte, und 'mit sich - einander - berührenden Fingerspitzen'? Auch 'in einer (durch ein [von Spinnweb getrübtes] Rundfenster) dürftig erhellten Kammer' würde man dem Papiernen für seine kleinen Hilfen Dank wissen. Schwieriger wird es sein 'die auf den Hilferuf des aus der Ohnmacht sich aufraffenden Königs wieder zum Kampf antretenden Römer' so darzustellen, daß die Gliederung dem Auge klar wird und allmählich auch dem Ohre sich einschmeichelt. Doch da kommen uns die jüngst der griechischen Dichtung entlockten Gesetze einer papiernen Musik zu statten, die man unter dem Namen Eurhythmie zusammenfaßt;

	Eurhythmisch:	
die	a	6
auf den Hilferuf	bb	
des	c	
aus der Ohnmacht	dd	
sich aufraffenden Königs	cc	6
wieder zum Kampf	ce	
antretenden Römer	aa	

Man vertiefe sich nur recht in die Geheimnisse dieses Baues mit seiner Symmetrie, seinem aufsteigenden Rhythmus, und man wird ermessen, welchen Anteil der Papierne hat an dem Zauber, mit dem ein Gedichtbuch auf uns wirkt.

Die Karte, mit der man sich beim Kaisermahl einer geschlossenen Gesellschaft legitimiert, muß lauten: 'Karte | zu dem | an dem und dem Tage neunzehnhundert so und so viel Nachmittags 4 Uhr | im Hôtel so und so | zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers . . . | stattfindenden Festmahl.' Ein frischer Mensch könnte wohl auf den Gedanken kommen, einen Spruch oder dergleichen als Losung auf die eine Seite der Karte setzen zu lassen, Ort und Stunde des Festmahls kurz auf die andre. Aber wie sähe das aus! Gar nicht feierlich! Und daß die Karte eine Karte ist, muß doch auch gesagt werden, und hübsch in Verbindung mit dem andern, damit das ganze Hand und Fuß habe, meint der Papierne. Und durch gedichtartig gebrochne Zeilen und sechserlei Druck gelingt ihm der große Wurf: wie auf Adlers Flügeln hebt er uns über die berghohen Schwierigkeiten der Konstruktion hinweg.

Wir wissen, daß Goethe sich nicht gern Göthe geschrieben sah. Wie viel weniger wird man es den unzähligen Meiers verdenken, wenn sie streng auf ihr nun einmal ererbtes ei oder ey oder ai oder ay halten. Man will eben nach möglichkeit seinen Namen für sich haben, seinen Eigennamen. Zwar, bei einem Namen wie Meier reichen jene Mittelchen nicht weit. Der parlamentare Sprachgebrauch hängt den Namen des Wahlbezirks an den Namen des Vertreters, so daß es auch ohne das Wörtlein 'von' fast freiherrlich

klingt: Meyer-Jena, Meyer-Breslau, Meyer-Arnswalde. Der kaufmännische Geschäftsstil hält sich widerum an die optischen Mittel. Da gibt es einen H. H. Meier, einen E. J. Meyer, ja einen Max P. Mayer. Die alten Römer wußten genau, was *P.* oder *M.* oder *T.* vor ihren Familiennamen zu bedeuten hatte; einiges der art haben wir ja auch; aber was heißt H. H.? Die Zweiheit des H. beweist schon, daß es keineswegs eindeutig ist. Der Zeitungsleser weiß wohl, wer gemeint ist; doch spricht er unfreiwillig lachend: Hahameier! Auf diese Weise geschrieben bedeuten also die Vornamen bei uns weiter nichts, als eine Numerierung der verschiedenen Menschen gleichen Namens durch Buchstaben: A-Meyer, B-Meyer und so weiter, doppelt wirksam, wenn man die numerierenden Buchstaben verdoppelt. Aber es klingt nicht immer gut.

Man sieht schon jetzt, wie sich der Papierne seine so zu sagen optische Sprache zurechtmacht. Darnach sollte man erwarten, daß ihn das Verhältnis der Schrift zur Aussprache kalt ließe, daß also Orthographien, wie die französische oder die englische, so recht nach seinem Sinne wären, die deutsche hingegen mit ihrer Regel: Schreib, wie du sprichst! trotz ihrer hundert Ausnahmen nur unbequem sein müßte. Dem ist aber nicht so. Ihm ist nirgends wohler, als in Deutschland. Von hier aus gedenkt er die Welt zu erobern. Und dazu kann ihm nur eine sich als phonetisch gebende Orthographie helfen. Denn hat er erst der Welt eingeredet, sie schriebe, wie sie spricht, so muß sie wohl zu Papiere kriechen und sprechen, wie geschrieben steht.

Und diese Zeit scheint nahe herbeigekommen.

Man frage doch einmal nach der Aussprache von 'Stock' und 'Spalte'. Die Wahrheit darüber ist hundertmal gepredigt worden, und dennoch wird die Antwort lauten: Eigentlich ist es in diesen Verbindungen wohl richtiger, S zu sprechen, als Sch, weil S geschrieben wird. Und beileibe nur in diesen Verbindungen, nicht etwa in 'Schmuck' und 'Schlaf', in 'birschen' und 'falsch'! Also weil die Orthographie, vermutlich aus rein optischen Gründen, um dem Auge den Anblick von 'Schpruch' und 'Schtrauch' zu ersparen, bei Sp und St der Sprache nicht nachgefolgt ist, sondern einen älteren Lautstand widerspiegelt, deshalb soll die nun seit einem halben Jahrtausend in Deutschland zwar nicht allein-, aber doch vorherrschende Verdickung des S im Anlaut vor P und T nicht vollkommen zu recht bestehendes Deutsch sein?

Wie spricht man in Johannas Abschied: 'auf dem blutgen Felde' — 'mit sündgen Flammen' — 'die mutigsten verzagen' — 'kein lieblich Kind' —? Erlauben uns denn die Adepten des Papiergeistes, wie sie namentlich in den spät germanisierten östlichen Provinzen des Reichs zu Hause sind, erlauben sie uns denn, G und B und D hier anders zu sprechen, als sie es im ABC gelernt haben? Wird doch sogar in dem weitverbreiteten Buche von Roderich Benedix über den mündlichen Vortrag allen Ernstes zwischen den Labialen in 'erlaubt' und 'Haupt', den Dentalen in 'bot' und 'Brod', den Stammvokalen in 'Sätzen' und 'setzen', in 'Wällen' und 'Wellen' zu unterscheiden gesucht, obgleich es hier mit der Orthographie nicht um ein Haar besser steht, als in 'Stock' und 'Schlaf'.

Wie eine strengphonetische Schreibung der deut-

schen Sprache aussehn und wie wenig sie zu einer für alle und auf lange verbindlichen Rechtschreibung taugen würde, das ahnt der Papierne nicht. Seinem nur noch rudimentär vorhandnen Ohr entgehen die unendlichen Klangabstufungen der wirklichen Sprache. Darum ist der scheinbar eifrigste Verfechter der phonetischen Orthographie zugleich der unglücklichste. Wem verdanken wir denn in unsrer überwiegend phonetischen Orthographie die unphonetischen Schreibungen 'habe ich', 'leugne ich' oder 'Kind'? Gibt es unverbildete Menschen, die so sprechen? Ich leugn es. Doch da kommt der große Papierne mit seinem scharfen Auge. Schielenden Blicks greift er das Wort 'leugn' heraus, beschaut es von hinten und von vorn und findet es über die maßen seltsam. Dürr und steif, wie er selber, soll auch die Sprache sein. Der Papierne haßt das flüssige, biegsame an der lebendigen Sprache. Er ist ein Feind alles Lautwandels, wo nicht aller Flexion. Wie wird ihm zumute, wenn er von 'backen' das Praeteritum 'buk' bilden soll? Er verlangt doch wenigstens 'buck'. In 'buk' würd er den Verlust nicht eines luftigen Lautes, wohl aber eines gediegenen Buchstabens schmerzlich empfinden. Wenn man nun, um diesen Buchstabengeist zu beschwören, mit Auslautsgesetzen käme, hinweisend vielleicht auf die weichere Krume, die verhärtete Kruste des Erdballs oder des Brotes, umsonst! Er würd an sich selber irre werden, wenn statt des Kindes plötzlich ein Kint vor ihm stünde — stünde! welch ein Greuel! 'stände' befiehlt er zu schreiben, nicht etwa 'stende', wie wir doch beim bösesten Willen sprechen müssen. Denn daß aus A ein Ä werde, will er allenfalls glauben, aber ein E, ein U, ein Ü? 'Was hülf es dem Menschen,

wenn er die ganze Welt gewönne —' Wo ers kann, vermeidet er solche Wagnisse. Und während er so die Sprache verführt, die Grammatik abzuschaffen oder auf den Kopf zu stellen, zu scheiden, wo diese bindet und ausgleicht, und auszugleichen, wo sie unterscheidet, nennt er sein Verfahren, wie zum Hohn, grammatisches Prinzip. Der Pseudophonetiker ist auch Pseudogrammatiker.

Doch wozu dies alles? Wozu sich erwärmen für eine veraltete Schreibung, wie 'Kint', oder für zweifellos veraltende Bildungen, wie 'buk' und 'stünde'? Trübungen, auch von der Schrift und der konventionellen Orthographie ausgehende Trübungen, gehören nun einmal zur Geschichte unsrer Sprache.

Gut: was geschehen muß, wird ja geschehn; und jede wirklich befolgte Orthographie hat recht. Nur daß auch hier der Sünder, der buße tut, mehr gelten sollte, denn neun und neunzig Gerechte. Die unvollkommnere Orthographie wird nicht so leicht sich überheben, um schließlich sich ganz dem Papiernen auszuliefern, sich samt der Sprache. Und daß bei dem Verfall der Formenbildung, bei der zunehmenden Mutlosigkeit namentlich in Bildung des Ablauts auch der Papierne seine Hand im Spiel hat, das ist doch vielleicht nützlich zu wissen. Darf man denn aus der Geschichte nicht auch etwas lernen? Und soll, was vor Goethe Gottsched durfte, auch nach Herder und Goethe und Jacob Grimm den Zeitgenossen Bismarcks wohl anstehn? Weil es einmal zum Wesen der deutschen Sprache gehöre, nach unsprachlichen Gesichtspunkten sich zustutzen zu lassen? Das wär eine historische Sprachauffassung, die wahrhaft unhistorisch heißen müßte. Denn das Herders Einfluß

heute nicht etwa im schwinden, sondern im wachsen ist, gehört doch auch zur Geschichte der Sprache. Und ob der bekannte Schulmeister bei Sadowa gesiegt hat, weiß ich nicht; das aber weiß ich, der deutsche Doktrinär wurde dort auf den Tod verwundet.

Aber freilich, der Schwarm derer, die 'sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten', wird nicht so bald verstieben. Jacob Grimm ward von einem dieses Schwarms verhöhnt, weil er von der Aufgabe gesprochen hatte, über der Sprache zu wachen. Er verteidigte sich und die Sprache gegen das dummdreiste Gezücht. Doch der Herr der Ratten und der Mäuse hilft den Seinen aus der Not. Er lacht sowohl des Akkusativs, als des Dativs, und hält sich an den Nominativ. Er abonniert auf der Ulk, neuerdings sogar auf der Sprachlehrer. Selbst wo er einen andern Kasus schreiben will, kommt ihm der Nominativ in die Feder: er ist Korrespondent des Tageblatt, und wohnt am Saume — lieber noch an dem Saume des Grunewald oder an dem Ufer des Wannsee. Diese Namen der Zeitungen und der Gegenden haben noch die Analogie der Eigennamen für sich, die wir seit hundert Jahren nur artikellos flektieren, während Lessing 'des Homers', 'des Richards' sagte. Aber das reicht doch wohl nicht mehr zu, wenn Er sich Besitzer eines Bergwerk oder eines Hochofen nennt. Unter seinen Händen wird eben jedes Substantiv zum schwarz auf weiß gedruckten, starr dreinschauenden Büchertitel. Vielleicht druckt und verlegt er auch die Schriften des Direktors, Professors und Doktors — nein, aber des Direktor Prof. Dr.

oder des Ministerial-Direktor so und so, Wirklicher Geheimer Ober- und so weiter. Hier zeigt sich, daß der Papierne gleich ängstlich die Deklination, wie den Schein der Unhöflichkeit meidet. Er überläßt es Naturburschen, wie Shakespeare und Schiller, den König von Frankreich und den Herzog von Burgund einfach mit Frankreich und Burgund anzureden. Darum druckt er, so oft er seine Gönner nennt, am liebsten die ganze Visitenkarte ab, setzt je nach Bedarf den Artikel oder die Präposition davor, und die papierne Deklination ist fertig. Es steht hier, wie bei der Konjugation. Die Sprache hat ein Naturrecht auf Bequemlichkeit; sie entledigt sich allmählich der lästigen Lautgruppierungen und der überflüssigen Flexionen. Der Papierne setzt ihr nun in der Anbequemung benachbarter Laute, auf Grund seines geschriebenen Rechtes, zähsten Widerstand entgegen: bewillkommnte, du hältst, du flichtst (wenn nicht gar: du flechtest), achtzig, der kürzste, süßste; in der Vermeidung der Flexion dagegen eilt er ihr um Jahrhunderte voraus, ach! der scheinbare Fortschrittsmann, in Wahrheit ist er nur ein rückständiger Doktrinär: mit der ersten Person des Praesens und dem Nominativ des Singulars beginnt die Elementargrammatik; darum sind es die Urformen, eigentlich die allein berechtigten, die andern nur Entstellungen! Immer schwebt ihm das eine optische Wortbild vor, dem zu lieb er eben das zu stande bringt, was in jener Mischung von Härte und Klanglosigkeit, von Strenge und Schwäche nichts gemein hat mit dem natur- und geschichtsnotwendigen Werden der Sprache, und stillos heißen müßte, trüg es nicht mit unheimlicher Konsequenz Seine entgeisteten Züge. Wie grob klingt

'Vossens Luise'! Wir deklinieren auch, aber fein geräuschlos: Voss' Luise. Gewiß, Eigennamen setzen der Flexion oft unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; am wenigsten aber doch unsre deutschen und die deutsch gewordnen. Bei den ganz fremden wird man sich mit dem flektierten Artikel oder der bloßen Präposition helfen müssen, oder, wenn es sein muß, mit der bloßen Voranstellung der unflektierten Form: aus Tantalus Geschlecht; denen tut es aber auch nicht so weh. Schwerer scheint ein andrer Einwand zu wiegen: Den Dichter der Luise kennt man allenfalls auch in der Form Vossens wieder. Aber spricht man uns von Holzens Karline, wer weiß denn nun gleich, ob der Mann Holz oder Holze oder Holzen heißt? Antwort: jeder, dem man im weitern Verlauf der Rede den Namen einmal als Nominativ zu hören gibt. Auf solche Dinge achtet eben der aufmerksame Stilist; darum also brauchts der papiernen Genetive nicht.

Nur in einem Falle kann sich der sonst so steife Herr gar nicht genug tun im Flektieren. 'Die Darstellung war eine vorzügliche, die Begeisterung eine schwer zu schildernde, das Fest erschien allen als ein höchst gelungenes, die Einstimmigkeit dieses Urteils macht jede Kritik zu einer entbehrlichen'. Wie kommt er nur mit einem male zu diesem Übereifer? Aus sich selber kann er es nicht haben; und rings im Land hört er doch nur: der Stein ist schwer, und: Arbeit macht das Leben süß. Man vermutet lateinischen oder französischen Einfluß; und ein Handbuch der praktischen Pädagogik scheint dies zu bestätigen. Da wird (Seite 353) dem Lateinlehrer empfohlen, zur Einübung von *rota est rotunda* erst

im Deutschen bilden zu lassen: das Rad ist ein rundes. Aber das geht ja noch hinaus über den modischen Gebrauch. Es heißt wohl: dies Rad ist ein breites, hohes, oder: die Gestalt des Rades ist eine runde; niemals aber: das Rad ist ein rundes. Die Erklärung liegt also nicht auf grammatischem Gebiet: es ist wieder eine von den logischen Feinheiten unsres scharfsinnigen Freundes. Einigen Sinn hat dieser Scharfsinn in Sätzen wie: das Regiment dort ist ein preußisches, das heißt: eins von den preußischen Regimentern, während 'dies Regiment ist preußisch' wohl auch heißen könnte: nach Gesinnung, Haltung, Ausbildung preußisch; oder: das Buch, das ich gestern erhielt, war ein gebundenes, und ich hatte doch um eins von den ungebundenen gebeten; oder: die attische Vase hier ist eine schwarzfigurige. Sinn also, wo es sich um feste Einteilungen handelt, und das Adjektiv mit dem unbetonten Zahlwort 'ein' weiter nichts besagen will, als die Zugehörigkeit des Subjekts zu der und der Klasse. Es entspricht jedoch ganz der Einteilungssucht des großen Logikers, auch gegen den Geist unsrer Sprache und weit über das Bedürfnis des Lebens und der Wissenschaft hinaus, allmählich aus allen Adjektiven Einteilungsprinzipien zu gewinnen. Die Leistungen der Schauspieler werden eingeteilt in vorzügliche, gute, befriedigende, mittelmäßige, unbefriedigende, wie Schülerarbeiten; die freundlichen Kundgebungen der Zuschauer in mäßige, lebhafte, begeisterte, nichtendenwollende, und so weiter; und gewiß ist der papierne Grammatiker glücklich, sich hierfür mit einem Scheine Rechtens auf fremde, logischere Sprachen, wie er meint, berufen zu können. Wenn nun die Gouvernante im französischen Unter-

richt dem praktischen Lateinlehrer getreulich sekundiert und auch gutem Französisch zu liebe schlechtes Deutsch bilden läßt, dann erscheinen wohl der gelehrigen deutschen Jugend Sätze wie: der Wahn ist kurz, die Reu ist lang, allmählich als dichterische Freiheiten, denen gegenüber die ehrbare Prosa hübsch den Wahn einen kurzen, die Reue eine lange zu nennen habe.

Es ist ein Unglück, daß unsre Elementarlehrer etwas vom Lateinischen wissen. Wie könnten sie sonst auf den Gedanken kommen, dem achtjährigen kleinen Stammler Konjugationsübungen aufzugeben, in denen er nicht etwa 'trug, trüge, nimm und sieh, erschrickt und erlischt' bilden lernt, wohl aber 'ich werde getragen und würde getragen werden und würde getragen worden sein!' Was ist die Folge? Eine eitle Vorliebe für die stelzbeinigen Passivformen, die dann bei bequemeren Leuten zur Verwechslung von 'bin gerettet' und 'bin gerettet worden' führt und bei sorgfältigeren nicht minder schlimmes zeitigt: 'Es wird sich nun zuletzt fragen, ob in unserm Deutschland Aussicht ist, daß die hier geforderte Arbeit inangriffgenommenwerden werde'.

Lateinische und französische Stilübungen können den Geist des jungen Deutschen schmeidigen, beim Übersetzen aus der fremden Sprache kann er des Reichtums und der Freiheit seiner Muttersprache recht von Herzen inne und mächtig werden, ja nur der Vergleich mit der fremden Art kann ihm die eigne zum Bewußtsein bringen, daß er, seines ererbten Wesens nun doppelt froh, unterscheide, was deutsch, was noch nicht deutsch, und was undeutsch ist. Doch das ist schwerlich die Meinung

unsres großen Sprachmeisters. Der ist ja von Herzen vaterlandslos. Wo er dennoch den Patrioten herauskehrt, führt er sicherlich etwas arges im Schilde.

Der Papierne gehört auch zu den Sprachreinigern. Seltsam: entsprang denn jene Bewegung nicht dem gesunden Widerwillen gegen das Kauderwelsch gerade des Papiernen? Im geistreichen Salon und in der Herberge ward ja auch gewelscht, aber mit jener eigenen Mischung von Gespreiztheit und Stumpfheit, von Steifheit und Schlottrigkeit, mit jenen naturlosen Satz- und Wortgebilden doch nur von ihm, in seinen Reglemeñts und Feuilletoñs. In der Herberge zumal wußte man mit den fremden Wörtern doch gut deutsch umzugehen: man betonte deutsch: Káffee und Músik, Tóbak und Zígarn, Únneform und Fágebund. So machtens unsre Väter bei allen Lehnwörtern (Bécher von *bicárium*, *bicchière*; Pilger von *peregrínus*, *pellegríno*), so in ihrer Art Engländer und Franzosen noch heute. Im Deutschen fand der Papierne diese Behauptung eignen Wesens *ordinair(e)*; er schrieb, betonte, näselte mitten in deutscher Rede nach Kräften französisch, oft auch bei Wörtern, die gar nicht französischer Herkunft waren. Und nun Sprachreiniger und Verdeutscher? Dem Wörtermann unterscheiden die Sprachen sich lediglich durch die Vokabeln; Wortbildung und vollends Ausdruck und Satzbau sind ihm so ziemlich international. Eine Zeitlang trug er sich sogar mit dem Gedanken einer Weltsprache: da sollten auch die Vokabelunterschiede verschwinden, was er sich um so leichter vorstellte, als für ihn die Vokabeln einander genau entsprachen, sich deckten, wie sein Lieblingsausdruck lautet. Doch

war der Zeitpunkt schlecht gewählt. Überall begannen die Völker sich grade auf ihr Volkstum zu besinnen, und am ernsthaftesten die Deutschen. Eine große Literatur hatte ihnen eine neue Weltstellung gegeben; andre Taten waren gefolgt, dabei das ganze Volk sich fühlen und behaupten lernte, wie nie zuvor. Eine blühende, betriebsame Sprachwissenschaft gab auch dem ungelehrten die Mittel in die Hand, sich bequem über die Herkunft der deutschen Wörter zu unterrichten und über die Berechtigung der fremden mitzureden. Dort standen nun die alten Freunde des Papiernen, die Sprachmenger, hier das streitbare Volk der Sprachreiniger, in der Mitte die lebendigen Menschen, die fortwährend mit der überlieferten Sprache ringen, weil sie etwas zu sagen haben, was bisher noch niemand ihnen ganz zu dank gesagt hat. Auf die alten Freunde war nicht mehr zu rechnen: der Einfluß ihres kenntnis- und seelenlosen *esprit* und ihre Zahl schwand sichtlich dahin. Wenn aber, die noch etwas mehr wissen, als sie gelernt haben, sich herbeiließen, ihm rechenschaft zu geben, was alles sie mit den dunklen Lauten meinen, durch die sie einander so schnell verstehn, sie konnten ja kein Ende finden; er aber lachte, ein gellendes Lachen, und wandte sich der dritten Gruppe, den Sprachreinigern zu. Da fand er neben den Sprachmeistern aller art, den altklugen Kindern, die für ihren Verstand zu viel gelernt haben, die wackersten und mächtigsten seiner alten Freunde wieder, die Bürokraten, die jetzt mit Dampf arbeiteten an einer 'neuzeitlichen, volksverständlichen Amtsschriftsprache'. Als er nun merkte, wie lustig es war, überall, namentlich bei großen Schriftstellern, die Fremdwörter auf-

zuspießen, und daß es von neuem an ein Wörtermachen ging, da wußt er, wo sein Weizen blühte, und ward ein Verdeutscher. Aus lauter deutschen Wörtern und Silben ließ sich, das begriff er wohl, ein ebenso herrliches Tintendeutsch zusammenbrauen, als vordem aus dem Sprachenmischmasch. Denn so vermessen er auch der Sprache hohn bietet, die ja nicht im Tintenfaß, noch im Setzerkasten, sondern in Lebensgluten ihre Worte prägt und umprägt, ihnen den und jenen Kurs verleiht, den und jenen Klang gibt und nimmt: schließlich wagt er an der eignen und der Leser Kraft verzweifelnd sich über die kümmerlichsten Umschreibungen nicht hinaus, die aus einem fest gefügten, wie eine stählerne Klinge treffsicher zu führenden Ausdruck ein ungefüges Aktenbündel machen.

Unser Freund kann eben nichts als flicken und leimen. Neue Wörter zu bilden, neue Wurzeln, neue Stämme, wird niemand von ihm verlangen. Denn das hieße: lebendiges zeugen. Wie sollt er das? Alte Wörter in neuen Bedeutungen zu gebrauchen, das würde die Übersichtlichkeit seines Wörterbuches stören; er müßte denn wieder durch graphische Mittel differenzieren. Nun gar Benennungen zu wählen, die nur eine Seite der Sache bezeichneten, das wär eine Zumutung an seine Phantasie, die sein gewissenhafter Sinn mit Entrüstung zurückweisen würde. Wüßt er, wie es die Sprache macht, er würd es aufgeben, sich mit ihr zu befassen.

Papier ist geduldig; aber es ist die Geduld des grausamen, der seines Opfers sicher zu sein glaubt. In der Formen- und Wortbildung besteht er auf seinem Schein. Und während die Sprache sich vor ihm im

Schmerze windet, hat er für sie nichts als ein verbindliches Lächeln. Aber das muß man ihm lassen, höflich ist er.

Er sieht es nicht gerne, wenn Ich am Anfange des Satzes steht, oder gar des Schriftstücks. So verlangt er in Briefen den Hochgeehrten und Hochverehrten Herrn Adressaten zuerst, und ergebenst, ja ganz ergebenst sich zuletzt zu nennen; unbequem genug, da wir nun den Namen des Absenders erraten müssen, wenn wir nicht umblättern, oder dieser nicht klüglich sich uns auf dem Umschlag oder am Kopf des Briefes ankündigt. So ist er es auch nicht zufrieden, daß man seinen Vorgesetzten gehorche, er verlangt, daß seinen Vorgesetzten man gehorche. Es macht sich ehrerbietiger: 'So heiße Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät ich ehrerbietigst willkommen', ist aber doch nur ein Byzantinismus, erklügelt auf Grund des papiernen Aussehens. Die ehrliche Rede denkt nicht daran, eine solche Rangordnung in der Wortfolge auszuprägen. 'So heiß ich Euch, erhabne Kaiserin, willkommen!' das dürfte dem treusten Herzen genügen. Auch der Verkehr zwischen einfachen Bürgersleuten ist bei uns nicht frei von Byzantinismus. Ich denke nicht bloß an die schriftliche Anrede eines Menschenkindes mit 'Euer Hochwohlgeboren' für einfaches 'du': der Deutsche muß brüderschaft mit einem getrunken haben, eh er ihn mit der Anrede auch nur ansieht. Der Engländer, der Franzose grüßt 'Wie geht es Euch?' Spanier und Italiener fragen: 'Sie' (das ist 'Eure Herrlichkeit') 'ist hier wohl fremd?' Der Deutsche versteigt sich zu einem 'Sie sind wohl fremd?' oder schlägt gar noch den Purzelbaum 'Gnädige Frau sind hier wohl fremd?' Die

Karikatur dieser Höflichkeitsfratze: 'des Herrn Hauptmanns Fuchs sind gesattelt'.

Das Ihr der Anrede hat einen schönen Sinn. Es ist, als vermöchte man den angeredeten nicht ohne seine Sippe, nicht ohne seines gleichen zu denken. Man läßt ihn die Ehre seines Standes, seines Geschlechts, seines Hauses genießen. Es verbindet also mit dem freundlich geselligen der Anrede in der Tat Ehrerbietung. Ich möcht es die patriarchalische Form der Anrede nennen. Das sie des Italieners, wie das ältere er und sie und das neuere Sie des Deutschen behandelt den angeredeten, als verkehrte man mit ihm nicht mündlich, sondern legte in weiter Ferne, außer Hörweite, und deshalb im Selbstgespräch oder einem dritten gegenüber oder schriftlich dar, was man von ihm denkt oder begehrt. Das genügt aber der Demut hier, dem Hochmut dort noch immer nicht. Als persönlich hinweisendes, gleichsam fingerzeigendes Pronomen hat auch das pluralische Sie noch immer etwas gemein zudringliches. Wehe dem Dragoner, der den Offizier 'Sie' anredete! Wären wir noch bei der romanischen Weise geblieben, 'Eure Gnade weiß . . .', 'Eure Majestät ist . . .'. Das wäre wahrlich bescheiden vornehme Zurückhaltung, und dabei noch immer menschliche Rede. Aber nein: 'Herr Doktor wurden da katechisiert; Hoff es soll Ihnen wohl bekommen'. Man kennt den höhnenden Sprecher. Und wir wissen nun, wes Geistes Kind diese ungeberdige Höflichkeit ist.

Ob wohl einmal ein deutscher Fürst so groß denken wird zu sagen: Ich will von meinen Untertanen frei angesehen werden, denn auch mich verlangts meinem Volk ins Auge, ins Herz zu sehn.

Drum laßt uns einen Vertrag schließen: ihr nennt mich fortan immer 'Ihr', nicht bloß im Genitiv, 'Euer Majestät!' — und ich euch wider, und wem ich besonders gewogen bin, den nenn ich 'du'. Vielleicht haltet ihr euch selber dann auch menschlicher, und sprecht nicht immer nur von einander, wie in zischelnder Afterrede: 'Sie', sondern treu, wie Deutschen ziemt, und offen, zu einander; 'Ihr' und 'du'.

Wie oft begegnet es uns mitten in harmlosem Gespräch, daß bei Wendungen wie: man kann ihnen nicht mehr trauen, uns die Miene des angeredeten zu der Erläuterung zwingt: 'ihnen' klein geschrieben! Eine seltsame Sprache, die, so deutlich man auch spreche, doch noch dem ärgsten Mißverständnis ausgesetzt ist, bis man sie aufschreibt!

Alle menschliche Rede, nicht am wenigsten die Sprache der Dichter, lebt in Pleonasmen. Der reichen Natur ist Verschwendung süß. Doch weiß ein edles Kraftgefühl auch die Mittel zu sparen. Der Papierne geizt wohl mit Buchstaben, aber nicht mit Worten. Er bittet die hohe Behörde, hochgeneigtest gestatten zu wollen, ein ganz ergebenstes Gesuch gehorsamst einreichen zu dürfen. Ja, wär es plötzlich überströmendes Gefühl! aber öde Gewohnheit, klippschulmäßige Vorschrift ist es, was ihn zwingt Tag für Tag sich so überschwänglich ausdrücken zu müssen; und so hält er es schließlich für unmöglich, ohne diese Schnörkel ein gebildetes Deutsch schreiben zu können. Er hofft nicht mehr, doch meint er hoffen zu dürfen, fürchtet nicht, doch glaubt er fürchten zu müssen, er legt nicht selber hand an, will aber hand angelegt wissen, er tadelt niemanden, doch scheint ihm mancher zu tadeln, und noch lieber: mancher zu tadeln zu sein.

Statt des Schriftstellers regiert in Deutschland der Schreiber, dessen Thron der Schraubstuhl ist. Ihm sind in der Jugend bei dem pflichtmäßigen Besuch einiger Lateinklassen die Anwandlungen natürlichen Sprachgefühls auf immer vergangen; desto sichrer ist er dann in den Besitz der papiernen Formeln gelangt. Seinem schwarztriefenden Zepter beugt sich jung und alt, Referendar und Exzellenz. So einfach: und, würd er freilich nicht sagen, aber: nicht nur jung, sondern auch alt, sowohl jung als auch alt, die jungen sowie auch die alten. Und wo die Sprache wuchtig einen klug und gut nennt, muß er französisch tänzeln: ebenso klug als gut, am liebsten jedoch, nach einer willkürlich strengen Regel: ebenso klug wie gut. Ach, er überwelscht den Welschen noch mit seinem süßlichen: ebenso klug wie geschickt, ebenso pünktlich wie pflichttreu, ebenso lieblich wie anmutig, in ebenso herzlichen wie tiefempfundenen Worten! Es hat Sinn, das nebeneinander zweier Gegensätze zu betonen, zweier Eigenschaften, die, nach vielfältiger Erfahrung, sich fast auszuschließen scheinen, wie Klugheit und Güte, und es liegt Witz darin, zwei so unmeßbare Dinge gleich zu setzen: du bist ebenso dumm als du lang bist! muß sich der Rekrut sagen lassen, und darf nur nicht lachen; aber Sinn und Witz hören auf, wo es sich um Synonyma handelt. Und merkt denn niemand, daß es eigentlich heißen sollte: ebenso gut, als klug? und daß es den großen Logiker seltsam kleidet, einen genialen Menschen 'ebenso lebhaft, als unermüdlich' zu nennen? und den Beruf eines Lehrers 'ebenso schwierig, als lohnend'?

Wenn der Papierne einmal zur Verbindung zweier

Hauptsätze das Wörtlein und gebraucht, so hilft er gern der Gemeinheit dieser einfältigsten (und tiefsinnigsten!) aller Partikeln durch eine besondre Feinheit der Wortstellung auf.

'Die Gesellschaft versammelt sich dann und dann, und bitten wir die verehrlichen Mitglieder . .'. Wer wird denn hier von einem groben Fehler sprechen? Nicht nach jedem 'und' ist diese Stellung erlaubt, nicht in Sätzen, wie 'ich bin dem Weinen nahe, und du lachst'. Noch einmal also, es ist eine goße Feinheit, aber — des papiernen Stils; das muß uns genügen. Ob sie mit der devoten Nachstellung des Pronomens der redenden Person zusammenhängen mag? nur eine eigne Untersuchung kann das entscheiden. Mit der alten Freiheit der Inversion am Anfang, wie 'Sah ein Knab ein Röslein stehn', hat sie gewiß nichts mehr zu schaffen. Denn solche willkürlichen Abweichungen von der regelrechten Wortstellung duldet die Satzpolizei des Papiernen nicht. Er haßt die Lässigkeit — oder soll er es Kühnheit nennen? — womit die mündliche Sprache sich wohl erlaubt in längeren Nebensätzen das Verbum vorwegzunehmen (wie wir es diesen Augenblick getan haben).

Bei lebendigen Menschen gilt eben manches, was ihm durchaus nicht 'als gültig sich erweist'. In dieser Wendung trifft er zufällig mit gewissen Unarten der Stegreifrede zusammen. Wer frei spricht und etwa schildern will, wie ungeschickt ein Grobschmied, der des Nähens nicht gewohnt ist, beim Einfädeln — sich benimmt, der hat zu spät auf das Verbum — sich besonnen. Er schwankte vielleicht zwischen 'aussehn' 'verfahren' 'sich anstellen' 'sich

benehmen'. Indem er sich nun für eins der Reflexiva entschied, gab er durch die jetzt notgedrungene Wortstellung dem ziemlich unwichtigen Verbum ein Gewicht, das er durch die Verlegenheitspause natürlich nur verstärkte. In fließender Rede würde man sagen: wie ungeschickt der Grobschmied sich, oder: wie ungeschickt sich der Grobschmied beim Einfädeln benimmt. Eigenen Gesetzen widerum folgt die Poesie, wenn sie sich an einen idealen Tonfall bindet. Der scharfe Späher aber, den kein Tonfall kümmert, weiß nur, daß in seinen Vokabularien das 'sich' der Reflexiva immer dicht neben dem Verbum steht. Drum 'beim Einfädeln sich benimmt', 'als gültig sich erweist'. Und daß er so nicht etwa hie und da, aus Gleichgültigkeit oder aus besonderer Rücksicht, sondern in törichtem Wissens- und Tugendstolz grundsätzlich und immer so schreibt, diese kahle Monotonie ist, hier wie überall, das schlimme, das tödliche an ihm.

Nun gar aus der Konstruktion zu fallen oder, wenn man einmal nahe dran war, durch eine leichte Rückwärtsbewegung sein Straucheln einzugestehen, das scheint ihm unter allen Umständen Schwäche oder Zynismus. Er marschiert seine langen, graden Straßen, bergauf, bergab, ausdauernd und getrost. Lungen sind in der papiernen Atmosphäre nicht von nöten. Und wo wir uns an schwarz auf weiß halten können, da lachen wir der Schranken des menschlichen Gedächtnisses. Wenn nur die Augen ihre Schuldigkeit tun und fleißig hin- und widerblicken, so werden sie schließlich die durchmeßne Bahn in lückenloser Deutlichkeit überschauen.

Übrigens ist gegen den Vorwurf der Undeutlichkeit der Papierne besonders gut geschützt, wenn

man nur nicht gerade Anschaulichkeit verlangt. Seine schöne, aller Zweideutigkeit abholde Orthographie, seine stolz aufrechte Haltung gegenüber den bäurischen Biegungen der Volkssprache, seine erschöpfende Gründlichkeit in Bezeichnung der Dinge und Personen, von denen er schreibt, seine Korrektheit im Satzbau: kurz, er sorgt dafür, daß auch der minder begabte, auch wer nicht schon ein halbes Wort versteht, ihm folgen kann.

Und das hat ja auch seine Berechtigung. Wenn ich rede, so weiß ich, wen ich vor mir habe; mein Buch kommt in wer weiß welche Hände. Und der Redner versieht durch Tonfall, Pausen, Miene, Gesten den lebendigen Text zugleich mit einem lebendigen Kommentar, den auch die ausgesuchtesten graphischen Mittel nie voll ersetzen werden, geschweige denn voll und ganz, wie man jetzt überall verlangt. Ja, der Hörer ist von vornherein williger und aufmerksamer. Selten kommt jemand und harrt aus, um nur mit halben Ohr zu hören. Mit halben Auge lesen will mancher. Und wer für ein groß Publikum schreibt, muß auch an solche denken, die nicht Zeit zum Lesen haben, sondern nur zum Blättern und Nachschlagen.

Dabei sind klärlich auch Überschriften von großem Nutzen. Einmal hört ich einen Rezitator seine schwungvollen Vorträge beginnen mit den Worten: 'Des Sängers Fluch. Von Uhland'. Also mit einer Überschrift. Das ist, als wollt ein Kanzelredner anheben: 'Predigt über das Evangelium vom Feigenbaum'. Führe nach solcher Überschrift ein Prediger fort: 'Obiges Evangelium finden wir aufgezeichnet . . .', so würd er nicht nur das zeitliche nacheinander der

Rede in ein papiernes untereinander verwandeln, was schon ziemlich alt ist, er würde, allerneuesten Stils, durch Bezugnahme auf die Überschrift diese vollends zu einem integrierenden Teile der Rede machen. Das hat Sinn nur, wo der Hauptwitz in die Überschrift verlegt wird, wie wenn man einen Aufsatz überschreibt 'Auch ein Dunkelmann' und dann eine Abhandlung folgen läßt über den Maulwurf. Es gibt ja auch Gemälde, deren Hauptreiz in einem gewissen Gegensatze liegt zwischen Darstellung und Benennung. Die echten Kunstwerke erhalten ihre Benennung nur zum Zweck der Katalogisierung und aus Rücksicht auf ein Publikum, für das sie eigentlich nicht bestimmt sind. Daß zur schnellen Klassifizierung der Menschen ein Titel, der doch auch nur eine Art Überschrift ist, unendlich viel beiträgt, wird niemand leugnen. Genug, Unzweideutigkeit und Übersichtlichkeit, das ist offenbar die starke Seite des Papiernen.

Das Streben nach Deutlichkeit rief auch die Wörter letzterer und ersterer ins Dasein. Die grammatische Bildung ist noch nicht das schlimmste daran: die als solche nicht mehr empfundnen Superlative wurden noch einmal gesteigert. Ähnliches wiederholt sich oft im Leben der Sprache. Und der Komparativ wies, deutlicher als der Superlativ, auf eine Zweiheit hin, lateinischen Musters vermutlich, doch auch im Deutschen nicht unwillkommen: Maria Stuart ist von den beiden Königinnen 'die jüngere an Jahren', Don Manuel gilt der Mutter als 'der bessre Sohn'. Liegt also in bestimmter Anordnung eine Zweiheit vor, so wird es nicht leicht eine bequemere Rückbeziehung geben als durch 'der erstere — der letztere', wenn-

gleich ich in unbefangen mündlicher Rede diesen blassen Gesellen noch nicht begegnet bin, und ich habe seit vielen Jahren drauf geachtet. Doch es sei! Deutlichkeit ist ein gut Ding, und Bequemlichkeit, das heißt: das Prinzip des geringsten Kraftaufwandes sogar ein Schönheitsprinzip ersten Ranges. Wie steht es aber mit folgendem Beispiel? 'Es kam der Herbst und mit ihm die Entlassung der Reservisten. Zu den letzteren gehörte Gottlieb Bänsch'. Hier reicht das Streben nach deutlicher Unterscheidung nicht mehr aus, um den Gebrauch des numerierenden Superlativo-Komparativs zu erklären. Denn niemand wird daran denken, die Reservisten als letztere und die Entlassung als erstere einander zu koordinieren. Oder 'Gottlieb Bänsch legte seine beiden großen Hände um des Kindes Gesicht, so daß letzteres ganz darin verschwand'. Oder 'Das Eis war auf dem Strome schon gebrochen, und die Fluten des letzteren kamen ihren tobenden Gang daher'. All diese Fälle haben das gemein, daß nur von dem Worte letzterer Gebrauch gemacht wird, und daß dies sich immer auf das zunächst stehende Substantiv des voraufgehenden Satzes bezieht, ganz unbekümmert, ob eine Zweiteilung oder überhaupt eine Aufzählung vorausgeht. Wenn wir vorhin es noch für möglich erklärten, daß man auch in der mündlichen Sprache sich wohl einmal der bequemen Numerierung der Begriffe durch 'der erstere', 'der letztere' bediente: darüber kann nur eine Meinung sein, der eben geschilderte Gebrauch von 'letzterer' gehört ausschließlich der stummen Sprache des Papiernen an.

Auf papiernen Pfaden sehen wir auch das gute Wort derselbe wandeln. Muster:

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.
Letztere war wüst und leer, Und es war finster auf derselben.

Hier wird das innerste Wesen unsres Freundes klar: wenn es ihm auch einmal gelang, eines Dichters schwache Stunde zu erspähn und mit ihm einen Händedruck zu tauschen, wenn er auch mit Vorliebe grade Dichter kommentiert, ihren Wortschatz exzerpiert, ihre Bilder, ihre Tropen und Figuren registriert, im Grunde seines Herzens ist und bleibt er prosaisch. Daß die Sprache selber von Bildern und Übertragungen durchsetzt ist, daß sein geliebtes Papier diesen seinen Namen sogar einer Komplikation mehrfacher Übertragungen verdankt, daß weiß er nicht; und während er bei den Dichtern nur den Abweichungen natürlich vom rein papieren gedachten Prosastil, wie seltsamen Auswüchsen, nachspürt, ahnt er nicht, daß der Stallknecht und die Viehmagd in einem Jahre mehr Tropen und Redefiguren anwenden, als er in sämtlichen Literaturen der Welt je auffinden wird. Mit Bewußtsein oder mit der Sicherheit und Anmut des natürlichen Instinktes selber ein Bild zu wählen oder festzuhalten, übelklingende oder falschen Nachdruck gebende Wiederholungen etwa durch eine Umschreibung zu umgehn, das liegt ganz und gar nicht in seiner Art. Aber warum vermeidet der gestrenge so überaus ängstlich Wiederholungen des selben Wortes? Weil solche Wiederholungen seinem scharf und weit blickenden Aug oft peinlich sind, wo sie unser Ohr erquicken, falls sie es überhaupt treffen.

Wem verdanken wir das schöne Wort derjenige? Man kennt den wirkungsvollen Spottvers:

Und die Kaiserin Eugenie
Ist besonders noch diejenige,
Die ins Feuer bläst hinein.

Und in den zahmen Xenien heißt es wohl einmal

Diejenigen sollens lesen,
Die mich nicht mehr hören können.

Aber in der übrigen Poesie? Und in der unbefangen mündlichen Rede? Wie kommt es nun noch in unsre Prosa, da doch sein Vetter derselbige längst nicht mehr unter den Lebenden weilt? Sehr einfach: Der Papierne vermag sich nicht zu dem Vertrauen aufzuschwingen, seine Leser würden das Wörtlein der betonen, wo es der Sinn verlangt. Oft fürchtet er auch wohl den Anblick 'der, der'. Dem ließe sich jedoch durch die Schrift leicht abhelfen: 'd e r, der' oder 'dér, der' oder 'Der, der'. Als wir noch hörten, was wir lasen und schrieben, ließen wir uns den Zusammenstoß eines betonten und eines unbetonten der gern gefallen. Aber wir waren auch durchaus nicht auf 'der, der' angewiesen. 'Wer Ohren hat zu hören, der höre — Segnet, die euch fluchen — Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide — Ach! der mich liebt und kennt, ist in der Weite'. Man sieht, es ließ und läßt sich oft genug auf die einfachste Art vermeiden — durch Auslassung des Demonstrativums, würde der Papierne sagen, wie er ja auch meint, in Schillers 'Besser ist's, Ihr fallt in Gottes Hand, als in der Menschen (Hand)' sei mit dichterischer Freiheit 'diejenige' vor 'der Menschen' ausgefallen: *celle des hommes,* da der bloße Genetiv ohne Pronomen dem Latein eigentümlich sein soll. Aber die einfache Ersparung des Substantivs in solchen Fällen ist zweifellos echtes Deutsch, nicht bloß hohen Tons: *dô was nû ûfgesoumet* (auf Saumtiere geladen) *sîn edel pirsgewant unde der gesellen,* oder: Ein warmer Anwalt ist Graf Shrewsbury für

meine Feindin und des Reichs! Auch der Kuhhirt wagt es: Meyers Kälber sind größer als Müllers. Lieber freilich sagt er: Müllern seine, es klingt aber doch immer noch deutscher als: diejenigen Müllers.

'Derjenige, welcher' vollends, für einfaches 'wer' oder 'der', bringt über die Lippen wohl nur Derjenige, welcher im Erläuterungsstil des Elementargrammatikers zu reden liebt, oder — und damit kommen wir wieder an eine Stelle, wo auch die mündliche Rede sterblich ist — wer in freiem Vortrage Zeit gewinnen will, sich auf das folgende zu besinnen. Vielleicht empfiehlt es sich, statt dessen mh! zu sagen oder sich zu räuspern; das käme doch nicht in den stenographischen Bericht und der Papierne könnte sich nicht darauf berufen.

Wenn das Indefinitum welcher (irgend welcher) sich zum Fragewort und dann auch zum stark betonten indefiniten Relativum *swelher,* so irgend einer, jeder der) hinaufgearbeitet hat, so ist das wahrlich kein Unglück. Und sehn wir es von diesen Höhen widerum zu einem schwächer betonten Allerweltsralativum herabsinken, so ist das nicht ohne Analogie. Den Stammesgenossen wo und wie und wann (wenn) ist es nicht anders ergangen; und Wendungen, wie: das Werk was (Justus Möser), das Land was (Herder) das Büchlein, was (Goethe), das Vorurteil was (Fried. Schlegel), das Leben was (Schleiermacher) werden auf die Dauer vielleicht nicht zu unterdrücken sein, weil sie im Volke wurzeln; Fritz Reuter sagt ganz gewöhnlich: dat Gefäuhl wat, dat Band wat, en Kind wat. Aber: das Band welches, ein Kind welches, gestattet sich keine Mundart und ist überall der frischen Rede fremd. Daß also in unsrer Prosa gerade

dies Pronomen, dessen Umfang und Schwere zu seiner Bedeutung in keinem Verhältnis mehr steht, sich so breit machen darf, ist doch beklagenswert. Wäre der Gebrauch noch jung, so könnte man ihn für eine Mode halten, die heute für vornehm gilt — wie große Schnabelschuhe, die den Gang schleppend machen — und morgen schon vorüber ist. Aber er ist alt, ist, wenn auch unter mancherlei Schwankungen, über vierhundert Jahre alt geworden; inzwischen haben wir uns der nützlichen kleinen Relativabzeigen (Dem Ochsen, der da drischet), der schlanken relativen Adverbia so (Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen), da (In der Nacht, da er verraten ward), dannen, daher, darin, daraus . . . fast ganz entwöhnt, der Relativsätze aber keineswegs: so müssen wir dem häßlichen Aufdringling wohl gar noch dankbar sein, daß er uns hin und wieder eine Abwechslung gestattet, besonders Zusammenstöße mit demonstrativischem 'der, die, das' vermeiden hilft! Aber wenn man all die Fälle ausnimmt, wo der üble Klang des unbetonten 'welcher' unter zweien Übeln als das kleinste gelten mag, so findet sich doch seit langem nur hie und da ein Schriftsteller, der nicht immerfort ohne jede Not dem Relativum welcher den Vorzug gäbe. Hier muß eine Kraft wirksam sein, die eine augenfällige Scheidung des relativen und des demonstrativen Pronomens anstrebt, daß man von weitem schon und außer dem Zusammenhang wisse, woran man ist. Darum soll, mit Ausnahme etwa der genügend unterschiednen Genetive dessen und deren, hinfort welcher eigentliches und alleinberechtigtes Relativum, das leicht hinschreitende der dagegen (Der Gott, der Eisen wachsen ließ —) nur eben noch geduldet sein. Der

selbe Geist blöder Vorsicht ist es auch gewesen, der uns die schönen Pronominaladverbien verleidete. Kommen wir an einen Graben, so springen wir nicht mehr hinüber, sondern über denselben, und sehn wir einen Stuhl, so setzen wir uns nicht darauf, sondern auf denselben. So ist uns auch das Haus, drin wir wohnen, fremd geworden. Dem Substantiv, heißt es, gebührt ein adjektivisches Pronomen. Altmodische Leute sprechen von der Zeit als oder wo oder da sie jung waren. Aber was sollte wohl aus Grammatik und Logik werden, dürfte man so Ding und Weise und Raum und Zeit durcheinander werfen? Drum; die Zeit, in welcher wir jung waren. Der junge Wandrer Goethe singt von dem Brunnen 'draus du trinkest, liebes, junges Weib'; der alternde Priester von einem holden Born, 'in welchem ich bade'. Prometheus will Menschen formen, 'ein Geschlecht, das mir gleich sei'; die achtzigjährige Exzellenz denkt etwas anders über die lebendigen Schätze, 'aus welchen sich das All geschmückt'. Und wenn der Wandrer, vom Geist heiliger Vergangenheit ergriffen, ausruft: Welchen der umschwebt, wird in Götterselbstgefühl jedes Tags genießen! oder der römisch-deutsche Elegiker: Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirtet ist er! so ist dies welcher widerum gutes, altes, doch nun ziemlich abgestorbnes Deutsch. Gar prächtig klingt es in der Warnung des Donauweibs (an Hagen) *swelhe dar gerîtent* (alle die ins Heunenland reiten), *die habent den tôt an der hant.* Aus Luthers Bibel tönt es noch zu uns herüber: Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Das Volkslied kennt bis auf den heutigen Tag gar kein andres (relativisches) welcher. Aus dem Jahr 1491:

Und welcher mit mir reiten wil, der mach sich auf die fart. Dann: Welchers nit glauben welle, der darf nit komen her. Und: Welcher ein lieben bulen hat, mag wol mit freuden singen. Und noch 1830: Wele groß Wunder schauen wil, der gang in grünen wald uße. Aber bei dem Mann der Venezianischen Epigramme, 'welcher die Wunder getan', oder der feurigen Qual, 'welche die Seele durchfegt', oder dem Mädchen dem eilenden, 'welche verstohlen freundlich mir streifet den Arm', dient welcher, wie so häufig auch bei Voß, lediglich zur Füllung des antiken Versschemas.

Im Zeitenstrome bleiben oben
Die Werke, die den Meister loben —

so Klopstock 1778. Darnach im Hexameter Voß:

Hurtig hinab, und ein Körbchen beschleuniget, welches den Meister Lobe!

Eingedrungen ist die Erniedrigung des alten betonten welcher zum fast unbetonten (= der), ohne Übergang soviel ich sehe, mit den Übersetzungen aus dem Lateinischen, den ungenießbaren Translatzen, wie sie gegen Ende des 15. Jahrhunderts den Einzug der klassichen Studien in Deutschland begleiteten. Die starke Zurückdrängung aber des deutschen Relativums der ist erst möglich geworden im Jahrhundert der lateinischen Grammatik von Ellendt und Seyffert. Der gestrenge Sprachmeister macht es sich und den gedankenlosen unter seinen Schülern bequem, um es der Sprache, der nach herzhaftem Ausdruck ringenden, lebendigen Sprache desto unbequemer zu machen.

Wie der Papierne überall mit der lateinischen Sprache, wenn auch oft nur seines Tirociniums, liebäugelt, so schwärmt er auch für gewisse lateinische

Perioden. Da malt er eine Linie, die etwa bei einer Konjunktion mit sanfter Senkung beginnt, dann mählich steigt, hier und da, bei Einschaltungen, absetzt und vorübergehend sich wider senkt, doch nur um mit erneuter Kraft weiter zu steigen, bis zum Gipfel: von nun an in schnellerem Tempo, in großem Bogen, in breiten Parallelen, feurigen Antithesen (manchmal auch frostigen), über weite Infinitivsubstruktionen hinweg, zu dem vielleicht noch mehrfach ausgefransten oder in den wallenden Schleier eines *videtur* oder *videretur* gehüllten Hauptverbum, dem eigentlichen Ziel der Reise, hineilt. Findet jemand eine Ähnlichkeit zwischen dieser deutschen und der beschriebenen lateinischen Periode, so beruht das vielleicht nur auf einer optischen Täuschung. Das Kolon neben dem 'Gipfel' mag als sinnige Bezeichnung der Paßhöhe erscheinen, wo das Hinaufklimmen, die Spannung ein Ende hat, und nun im Nachsatz die Hauptsache gesagt wird. In Wahrheit besteht die vernommene Periode aus einem Hauptsatz und einem Relativsatz, und dieser wiederum aus fünf bis sechs einander koordinierten Prädikaten.

Unser Satzbau, das Wort ist irreleitend, da es bei der Sprache ja nicht ein architektonisches neben-, sondern nur ein musikalisches nacheinander gibt, genug, unser Satzbau ist immer schlichter geworden, je mehr wir gelernt haben, deutsch zu reden. Grundmotiv ist die Behauptung mit der nachträglichen Ergänzung. Oft folgt in langer Reihe unverbunden und scheinbar ungegliedert sogar Hauptsatz auf Hauptsatz, gesprochen aber und für den frischen Sinn, der immer im ganzen lebt und auch im stillen Lesen hört, gliedert sich die Reihe: ein Satz tritt heraus, ein

zweiter lehnt sich an, dann widerum tritt einer gegenüber, und so fort, alle einander stützend und tragend. Wenn wir uns nur erst recht ernsthaft, und ohne schwächlich nach fremden, namentlich alten Mustern zu schielen, auf deutsche Art und Kunst besinnen, so werden wir vielleicht eines Reichtums an Satzmelodieen gewahr, der uns noch ungeahnte Stilschönheiten unsrer Sprache enthüllt. Vielleicht gelingt es uns dereinst, den Papiernen mit seinen eignen Waffen zu schlagen. Es bedarf dazu noch eines verbesserten Phonographen, der uns Lautstand, Höhe, Stärke, Dauer der Sprachtöne auf mechanischem Wege sichtbar mache; dann werden, denk ich, dem, der immer nur seinen Augen traut, die Augen übergehen. Bis dahin wollen wir uns nicht irre machen lassen. Grade die Sparsamkeit unsrer Sprache im Gebrauch satzverbindender Partikeln, besonders ihre Abneigung gegen konjunktionale Unterordnung ist ein Zeichen ihres inneren Reichtums. Zusammenhang und Satzstellung, Modus und Wortstellung lassen über Art und Bezug, lassen über die Melodie der Sätze keinen Zweifel; wenn nur die Anschauung überall lebendig ist und erhalten wird, so finden die Gedanken wohl ihren Weg, auch ohne Wegweiser.

Aber das ist freilich gar nichts für unsern Freund. Sobald es sich um einen Schluß aus dem Zusammenhang handelt, wird er ängstlich, und Reichtum der Sprache liegt ihm in der Menge nur der Wörter und Wörtchen, nicht der Formen und Konstruktionen. 'Ich sehe, du bist noch immer bei deiner Arbeit — Kann sein, ich verreise bald — Ich wollte, du kämest mit mir — Der Arzt riet dir, dich zu zerstreuen — Kein Zweifel, du bist ein Grillenfänger' — — wenn

er solche Sätze in einer fremden Sprache trifft, so nennt er sie Daß-Sätze, weil er im Deutschen unter allen Umständen 'daß' vorzieht. 'Daß du falsch geantwortet hast, zeigt mir, daß du unaufmerksam gewesen bist' — an solchen Sätzen lernt der junge Lateinbeflissene vielleicht noch nicht, wie viel schöner dies im Lateinischen klingt, und schwerlich nimmt er daraus fürs Leben die Fähigkeit und die Gewohnheit mit, Tatsachen von bloßen Meinungen zu unterscheiden, sicherlich aber lernt er dabei die deutsche Sprache mißachten und mißhandeln. Wo ausschließlich oder überwiegend mit den Begriffen Falsch und Richtig gearbeitet wird, haben Wahrheit, Schönheit, Leben und Kunst einen schweren Stand. Namentlich in stilistischen Dingen kommt ja alles darauf an, welchen Gebrauch ich von dem an sich zulässigen mache. Der Quartaner hört, bei den Verben des Fürchtens sage der Lateiner 'daß nicht' für deutsches 'daß', und 'daß' für deutsches 'daß nicht', und wird nicht irr an dem Verstande des gefürchteten Lehrers, noch des ehrwürdigen Lateins, vielleicht aber seiner Muttersprache. Denn statt 'ich fürchte, ich mache einen Fehler', oder 'ich fürchte, ich könnte einen Fehler machen', oder 'ich fürchte, daß ich nur keinen Fehler mache', oder 'ich fürchte, Fehler zu machen', setzt er nun furchtsam und verdrossen sein papiernes 'ich fürchte, daß ich einen Fehler mache'. Statt der singenden goldnen Spindel, damit die Göttin Löwenjagden in den Teppich wirkte, hört man das eintönige Gerassel eines mechanischen Webstuhls.

Was der Papierne wohl sagte, wenn er das Volk singen hörte:

Es ist ein schnitter, heißt der tod.

Oder: Was zog er aus seiner taschen?
Ein messer, war scharf und spitz.

Oder: Ei warum sollt ich lügen?
Stünd mir gar übel an!

Oder: Ich weiß ein mädlein trauern,
Hat ihren bulen verlorn.

Er würde vielleicht ein Auge zudrücken und wieder von Auslassung des Pronomens reden, als hätt es jemals vorher auf dem Papier gestanden und wär etwann ausgerieben worden oder verblichen. Wie in der vorhin, unter 'derjenige', besprochnen Schillerstelle, so wär auch hier allenfalls von Auslassung eines Nomens (Schnitter, Messer, Lügen, Mädlein) zu reden, das wegbleiben konnte, eben weil es noch da war, im Gedächtnis, im Ohr des Hörers noch nicht verklungen war. Aber daß in der Sprache ein angeschlagner Ton nachklingen könne, ist ja von seinem Standpunkt schierer Unsinn. Er muß die Riegel und Klammern alle sehn, sonst fürchtet er den Einsturz des ganzen Baues.

In Kreisen, über die Freund Papyrus keine Macht hat, wo die Keuschheit der grammatischen Bildungen noch durch keine papiernen Reflexionen getrübt ist, wagt man indes noch ganz andere Dinge:

Der seinen bulen meiden muß,
Der leidt all solchen schmerzen,
Ich trag in meinem herzen. (Uhland, Volksl. nr. 40.)

Oder: Und näm ich nun ain ander weib,
Ich hab in meinen sinnen:
So müest ich in der helle glut
Auch ewiklich verprinnen. (U. 297.)

Enger können doch zwei Sätze nicht zusammengeschmiedet, fester nicht zusammengeschweißt sein,

als wenn, wie hier, ein gemeinsames Glied ('solchen Schmerz' und 'ein ander Weib'), ohne das doch beide keinen Sinn geben, nur einmal genannt ist. In echtes Papieren übersetzt oder zersetzt, würd es heißen 'allen solchen Schmerz, wie derjenige ist, welchen ich in meinem Herzen trage', und 'ein anderes Weib, als diejenige, welche ich in meinem Sinn habe'. Nicht der törichte Wunsch, unsrer Sprache eine Naivetät aufzudringen, die ihr nun einmal nicht mehr zu Gesichte steht, es ist bloße Finderfreude, wenn ich noch einige recht von Herzen unpapierne Wendungen herschreibe. Aus einem Zwiegespräch; auf die teilnehmende Frage des Geliebten — (Ich sehs an deinen Äugelein, du trägst ein Herzeleid) antwortet das Mädchen:

> Das herzeleid, ich tragen muß,
> Das trag ich nur um dich. (Weimar 1881.)

Und aus einem andern, vielleicht alten Liede (Es hatt ein Baur ein Kalb erzogen . . . Und als sie nun gegessen hatten, Gingen sie in den Kälberstall, Das Kälblein zu beschauen):

> Den ersten griff, der metzger tat,
> den tat er nach der frauen.
> (Weimar 1877 und 1880.)

Man sieht, Relativsätze ohne Relativum, wie sie unsern britischen und skandinavischen Vettern noch geläufiger sind.

Doch was uns entzücken mag im Schleier des Volkslieds, das doch am schönsten klingt, wenn seine Töne sich nicht an der kerzenhellen Decke des Konzertsaals brechen, sondern unter freiem Himmel an den Wipfeln abendlich umdämmerter Linden: mitten im ausgewachsnen Deutsch unsres Jahrhunderts würd es wirken wie eines Kindes Stammeln.

Das also kann nimmermehr unser Wille sein, aus Furcht vorm papiernen Stil der Grenzlinien aller übrigen Stilarten zu verwischen: unsre hartarbeitende Prosa vollends duldet nichts verschwommenes, sie braucht deutliche und kräftige Gliederung. Doch über das Maß der Deutlichkeit und des Nachdrucks wird anders urteilen der frische Mensch, der auch beim Lesen und Schreiben lebendig zusammenhängende Rede wie einen Strom an seinem Ohr vorüberrauschen hört, und anders widerum, wer immer nur einzelne Wörter sieht. Der phantasielose, innerlich prosaische wird auch keine gute Prosa schreiben. Ohne einen Rest ewiger Jugend im Herzen wird auch das prosaischte Geschäft nie ganz gelingen. Mit dem wichtigen Unterschied aber zwischen Poesie und Prosa, zwischen leidenschaftlicher und nüchterner, traumhaft dämmernder und tagesheller, anschaulicher und registrierender Rede haben all jene Zerläuterungen des Papiernen von den graphischen und phonetischen Haarspaltereien bis zu den Daß-Sätzen nichts zu schaffen: sie verhalten sich zu menschlicher Sprache, wie zu den weichen oder (papieren: respektive; neuzeitlich: beziehungsweise, beziehentlich, bezw., bz.) harten Linien einer fertigen Zeichnung des Künstlers oder des Technikers die Hilfslinien und Übungsstriche der ersten Studienblätter. Er ist eben kein Freund des Lebens und des sprachlichen Wagemuts, sondern vor allem einer erklügelten grammatischen Vollständigkeit und Ordnung, der grammatisch-logischen Plastik, wie er es nennt. Was hilft es ihm? Vollständig erscheint er einer Leserintelligenz, wie er sie stets im Auge hat, doch nie, während er den denkenden Leser unnütz aufhält und ermüdet; seine herrliche Ordnung aber wirft ihm aus frischer

Brust ein Wort über den Haufen; und seine Plastik, aus bekritzeltem Papier, aus Draht und Kleister, ein papierner Wauwau ist es, Kinder damit zu schrecken.

Ein eigentümliches Widerspiel der Verehrung des geschriebnen Worts bildet die Lautverehrung der Bayreuther. Wenn sie Wörter wie 'schaffen' und 'schauen' auf der Zunge zergehen lassen: schauen —, schaffen —! oder wenn sie sich in Anklänge vertiefen, wie 'Welt und Werk, Wehen, Wahn, Weh und Wonne, Wille, Welle, Wild und Wald', so geht ihren entzückten Sinnen eine geheime, so zu sagen überirdische Verwandtschaft auf, wobei der sinnig sinnliche Anklang wichtiger ist als die etwa sprachgeschichtlich erweisbare, wirkliche Zusammengehörigkeit und, was schlimmer ist, die postulierte, nach halb oder ganz unrichtigen Etymologieen ersonnene Bedeutung wichtiger, als die geschichtliche, unter wer weiß welchen Einflüssen gewordne. Man möchte den absoluten Wert der Laute und der Sprache bestimmen, während Laut und Worte doch gerade nur das wert sind, was sie uns bedeuten, was wir, Sprecher und Hörer allzumal, dabei empfinden und denken. Ein besonderes Glück ist es, wenn eines Meisters reiche Hand durch feinfühlige Wahl diese Bedeutung auch sinnfällig zu machen weiß, und wenn ihm die ererbte Sprache dabei zu statten kommt, und der Hörer Empfänglichkeit dafür nach möglichkeit gesteigert ist. Aber das alles hat doch seine Grenzen, nicht bloß in den besonderen Kulturverhältnissen einer Zeit, auch in der Natur der Sache. Wenn im Anfang des Tristan der junge Schiffer singt:

Wehe! wehe du Wind!
Weh! ach wehe, mein Kind!

so könnte man den Sprung vom Wehen auf das Weh naiv nennen, ginge nicht, um allen Zweifel an der Absichtlichkeit zu bannen, unmittelbar vorher:

Sinds deiner Seufzer Wehen,
Die mir die Segel blähen?

Ja die Wehen, die doch einer kreißenden Mutter besser anstünden, als der seufzenden Maid, wären wohl kaum gewählt worden, hätte nicht das folgende Wortspiel schon vorgeschwebt, und hätt es nicht durch den mystischen, einem unverdorbenen Geschmack schwer zugänglichen Doppelsinn dieser segelblähenden Wehen tiefbedeutsam sollen eingeleitet werden. Mystik ist, denk ich, ein sehr milder Ausdruck für diese ungesunde Sprachauffassung. Der Reflexlaut des körperlichen Schmerzes hat allewege nichts zu tun mit der Nachahmung des Windhauchs, so geistreich man auch Bezüge zwischen der Naturgeschichte des Seufzers und der atmosphärischen Bewegungen auffinden mag. Der Anklang ist also nur zufällig und der angebliche Tiefsinn der Zusammenstellung beruht auf keinem andern psychologischen Vorgang, als alle Wortspiele. Das unbewachte oder überreizte Gehör gleitet mechanisch von einem Klang auf den andern, rein akustisch verwandten; nun besinnt es sich und ist froh, wenn sich der Zwischenfall zu einem Witze, sei es einem tändelnden oder grimmigen, einem sinnvollen oder läppischen, nutzen läßt. Nur der Aberglaube sieht auch hier im Zufall göttliche Fügung, und als wär es Göttertrank, schwelgt er im abgeschmackten.

So wandeln beide, der Sprachmystiker und der Papierne, in einer künstlichen Welt. Der eine ganz Auge, der andere ganz Ohr, der eine stets in Amtshaltung, der andere stets weihevoll, dort absolute Prosa, hier absolute Poesie, blutlos, wesenlos beide. Der Papierne ahnt nichts von dem Reichtum und dem Tiefsinn des wirklichen Lebens und glaubt es logisch erschöpfen zu können; der Mystiker, im chronischen Überschwang des Gefühls flüchtet sich in eine uferlose Musik.

Eine Erneuerung deutschen Geistes und somit deutscher Sprache wird uns keiner bringen, weder der Papierne mit seinem fahlen, kalten Licht, noch der Mystiker mit seinem trüben, schwülen Dunkel. Fratzen mögen sie zeugen, aber keine Formen. Leidenschaftliche Versenkung in die Musik unsrer Sprache, ja wenn es so gemeint wäre, davon wäre wohl unserm zeitunglesenden Volk etwas zu gönnen, daß es sich herzlicher noch seiner großen Meister freute und selber, im alltäglichen Verkehr und in großen Stunden, tiefer noch in den ungenutzt verkümmernden Vorrat an heimischen Sprachmitteln griffe. Aber träumendes Verweilen hilft uns ebensowenig als vorwitzige Behendigkeit, die in wahrheit beide müßig sind, beide nur an der Schale der Sprache haften: der Kern, von dem sie nichts oder doch nichts rechtes wissen, das ist der jedem frischeren Sinn vertraute Geist, so mit und bei den Worten ist.

Aber am wenigsten weiß doch von alledem der Papierne. Ein krankes Gehör ist immer noch Gehör; doch was kann von Tönen und Lauten das Auge wissen? drum gibt es ja nichts kümmerlicheres, als wenn der Papierne den Phonetiker spielt und nichts

verpfuschteres, als des Papiernen sprachgemäße Schrift und schriftgemäße Sprache.

Indessen, wenn die phonetische Wissenschaft das Ihre tut und es nicht unterläßt, der Welt zu zeigen, wie unphonetisch alle landesüblichen Orthographieen sind und sein werden, so ist der Schade nicht groß. Die dämonische Papierschere trifft nur das Kleid der Sprache, nicht ihr Fleisch. Schlimmer ist es, wenn unter der steifpapiernen Kleidung die Glieder unsrer Sprache in dem selben Maß an Schmeidigkeit verlieren, wie die Glieder unsres Leibes unter der steifleinenen. Doch wenn eine alternde Sprache einbüßt an Fülle und Biegsamkeit der Formen, an Frische und sinnlicher Kraft, so ist das natürlich und läßt sich am ende verschmerzen, denn sie gewinnt dafür anderes, nicht minder wertvolles. Ehe sie aber verknöchert und stumpfsinnig wird, ehe die Muse der Sprache ihr hehres Angesicht endgültig in papierne Falten legt, muß noch etwas ganz anderes geschehn, als daß einzelne Schriftsteller in ihrer Not zum Papierheiligen beten und der eigentliche Papierklerus, die Buchstäbler und der Wörterpapst sich zu Sprachmeistern aufwerfen.

Ein zur Herrschaft gelangter Purismus, sei es der chauvinistische des Wortschatzes oder der scholastische der Grammatik, das wäre der Totengräber der Sprache. Aber, gottlob, unsre Sprache denkt noch nicht ans Sterben. Sie ist, so zu sagen, in ihren besten Jahren, wie unser Volk auch. Wer fühlt es nicht? Je rühriger ein Volk, in Höhen und Tiefen, bei der Arbeit ist, desto mehr spottet seine Sprache als ganzes aller gelehrten und halbgelehrten Versuche, unmittelbar in ihren nach eignen

Gesetzen sich regelnden Entwickelungsgang einzugreifen.

Auch dieses Versuchs, den papiernen Stil zu kennzeichnen und damit in seine Schranken zu weisen, würde die Sprache spotten, wenn ich mich auf eine andere Autorität beriefe, als auf sie selber, die wirkliche, das heißt: die mündliche Sprache des warmen, tätigen Lebens. Aber wenn nun auch die mündliche Sprache schon papieren geworden wäre? Wendet euch, nach Luthers und Goethes Vorgang, an die unliterarischen Leute, die Sänger von 'O Straßburg', und, trotz der höhern Töchterschule, wendet euch an die Frauen. Mit der Mutter, der Schwester, der Geliebten, der Tischnachbarin spricht man nicht so leicht in papiernem Deutsch. Damit stell ich den weiblichen Stil noch nicht als Vorbild hin, und den Plauderton noch nicht als die vornehmste Höhe menschlicher Sprache. Doch Bücherstaub und Frauen werden hoffentlich einander immer feind bleiben. Darum darf ich auch die Frauen gegen den Papiernen zu hilfe rufen. Was man zu ihnen niemals sagt und aus ihrem Munde niemals hört, was zwischen Mann und Frau, was unter Menschen, die einander etwas zu sagen haben, undenkbar ist, das ist sicher papieren.

Und wenn man denn durchaus einmal so schreiben oder gar sprechen muß, dann soll man wenigstens wissen, was man tut.

II

DERSELBE

Daniel Sanders hat ein Stilmusterbuch, so nennt er es, zusammengestellt. In den Erläuterungen, die er jedem Stilmuster, namentlich aus der klassischen Zeit unserer Literatur beigibt, findet er häufig Gelegenheit anzumerken, wie man richtiger, sprachüblicher zu schreiben habe. Einige Male fühlt er sich versucht, unsern Klassikern für 'er' das üblichere 'derselbe' hineinzukorrigieren. Er gesteht jedoch zu, daß in gehobener Rede die Formen von 'er, sie, es' vorgezogen würden. Wüßten wir nur, was Sanders unter gehobener und nicht gehobener Rede versteht! Wie stolz muß das erste beste Barfüßle werden, wenn es hört, daß seine schlichte Sprache durch so einfache Mittel, wie 'er und der und sein' statt des üblichern 'derselbe, desselben' der gehobenen Rede näher kommt, als die gewöhnliche Rede, sagen wir: Schreibweise, der wohlbeschuhten.

Aber der merkwürdige Gebrauch des Wortes ist da, und nicht erst seit gestern. Seit wann wohl? und woher stammt er? Wie ward aus vollsaftigem Kernholz lappiges Papier?

Eine lohnende Aufgabe, die Lebens- und Leidensgeschichte des wackeren Wortes, lohnend, aber auch schwierig. Das unterscheidet ja die philologische Sprachbetrachtung von der papiernen, daß sie die

Geschichte eines Wortes durch die Jahrhunderte verfolgt und in der Geschichte auch des einzelnen Worts den Einfluß des gesamten geistigen Lebens spürt. Die Geschichte eines Wortes ist also nicht zu trennen von der Geschichte der Kultur, und in unserm Falle, da wir es mit einem Lieblingswort der heutigen Prosa zu tun haben, namentlich von der Geschichte des deutschen Prosastils. Und man weiß, daß diese noch fast unbebautes Feld ist. So kann die Biographie des Worts derselbe heute nur den Charakter eines Versuchs ansprechen. Es können nur flüchtige Umrisse sein, durchweg wo nicht der Korrektur, so doch der Ausfüllung, der Schattierung und Färbung bedürftig. Ob dies mehr ist, als eine Redeblume, werden die Kenner aus dem folgenden ersehn.

Im Gotischen steht neben *thata silbo* (*αὐτὸ τοῦτο,* grade das) dem Sinne nach verwandt zwar, aber doch deutlich geschieden *thata samo* (*τὸ αὐτό,* das gleiche), das im Sächsischen und Hochdeutschen bald zu einem Adverb zusammenschrumpfte und bei uns nur in Ableitungen ('samt', 'sammeln', 'bieg-sam' und dergleichen), im Englischen jedoch widerum, infolge einer Auffrischung von Osten her, als Adjektiv *the same* erhalten ist. Die Funktionen des absterbenden *sama* übernahm nun in den meisten deutschen Dialekten der Stamm *selb,* lange Zeit gingen beide Bedeutungen nebeneinander her, bis schließlich, im mündlichen Gebrauch wenigstens, die schwache Form mit dem Artikel, 'der selbe, ganz in den Dienst der Identitätsbedeutung trat, und für die nachdrücklich ausschließende Bedeutung nur die unveränderlichen Formen 'selber' und 'selbst' übrig blieben.

Nun soll jedoch schon im Alt- und Mittelhoch-

deutschen *der selbe* in einer, wie man's wohl genannt hat, abgeschwächten Bedeutung stehn.

Und in der Tat, wenn wir die althochdeutsche Evangelienharmonie aufschlagen, und dort neben nachdrücklichen Wendungen, wie 'in thero selbun zîti', wo auch Luther 'an dem selbigen Tage' hat (für *hac ipsa die*, eben an jenem Tage), ein andermal scheinbar ohne allen Nachdruck 'in then selbon', 'fon themo selben' gesetzt finden, wo Luther nur 'darinnen' und 'davon' sagt (Ev. Joh. 5, 39. 6, 50), so muß wohl aller Zweifel schwinden: das abgeschwächte 'derselbe' ist so alt, wie die deutsche Prosa. Und ein fürchterlicher Verdacht steigt auf: Die althochdeutsche Prosa hat sich an Übersetzungen gebildet; in dem Latein, das dabei zugrunde lag, ward *ipse* ganz gewöhnlich für unbetontes *ille*, *is*, also für deutsches 'er' gebraucht. Also? 'derselbe' für 'er' ist überhaupt nicht deutsch, sondern lateinisch, spätes, schlechtes Latein!

Indes, so einfach ist die Sache nicht. Hören wir die Dichter, die doch dem Sprachgeist näher stehn als andre Menschen.

Otfrid: (Jesus findet im Tempel Krämer und Wechsler)

zistiaz er thie skrannon then selben koufmannon.

Nibelungen:

Sifrit was geheizen der selbe degen guot.

Hartmann: (Der kranke Iwein trifft im Wald einen Mann)

der selbe sach im daz wol an,
daz er niht rehtes sinnes was.

Volkslied von 1491:

sie tet das brieflin lesen,
dieselbig junkfraw zart. —

Hans Sachs:

sie hetten ein getreuen knecht,
derselb war Lorenzo genant,
war geboren aus deutschem lant;
derselbig trib in*) iren handel.
er was schön, jung, gerad an wandel;
demselben wart sein herz verwunt . . .

Oder: (wer ins Schlauraffenlant will, muß sich durch einen Berg von Hirsbrei essen)

der ist wol dreier Meilen dick:
alsdann ist er im augenblick
in demselbinḡ schlauraffenlant,
da aller reichtum ist bekannt.

Steht dies betonte 'derselbig' dem Nürnberger Meister nicht vortrefflich zu gesichte?

In der Sprache der neuern Dichtung, ich denk hier nur an gebundne Rede, ist das Pronomen viel seltner geworden.

Bei Lessing: (Nathan spricht, zum Klosterbruder)

Sagt was? Und nehmt zur Buße siebenfach
Den Wert desselben von mir an.

Ganz ohne Sinn, ganz tonlos ist es hier noch nicht. Mag es sich nun mehr der Identitätsbedeutung nähern: das siebenfache der selben Einheit; oder mag die Urbedeutung des Worts noch durchklingen: siebenfach den Wert eben dessen, den vollen Wert dessen, was Ihr mir gabt.

Von Goethe mögen hier drei Stellen erwogen werden. Dorothea spricht:

Mit aller Treue verwend ich
Eure Gaben; der dürftige soll sich derselben erfreuen.

*) ihnen.

Aus Goethes letzten Jahren:

> Wasser holen geht die reine
> Schöne Frau des hohen Brahmen . . .
> Aber wo ist Krug und Eimer?
> Sie bedarf derselben nicht.

Der dürftige soll eben jene Gaben Hermanns unverkürzt erhalten. Und die Brahmin? womit andre Frauen Wasser schöpfen, alles dessen bedarf sie nicht.

Endlich die Verse des Knaben Lenkers:

> Plutus, des Reichtums Gott genannt,
> Derselbe kommt im Prunk daher.

Hier verträgt nicht nur, hier verlangt das Wort stärkste Betonung.

Rückerts Brahmane:

> Wenn du Vorrechte hast, so sei derselben wert.

Oder:

> Der Wandrer im Gebirg verlor die rechten Steige,
> Und blickt umsonst umher, wer ihm dieselben zeige.

Oder:

> Sich selbst in Ehren und sich selber reich zu halten,
> Ist Mannes Würd und Kraft, derselben sollst du walten.

Immer ist, wie man sieht, das Pronomen noch betont, und man hat gewiß nicht das Gefühl, als wirke hier das unbetonte spätlateinische *ipse* nach.

Bedenklicher könnte man werden bei Gottfried Keller:

> Röschen biß den Apfel an,
> Und zu ihrem Schrecken
> Brach und blieb ein Perlenzahn
> In demselben stecken.

Oder bei Mystifizinski-Vischer:

— rasseln die Schlüssel.
Doch der gewaltigste
Unter denselbigen
Öffnet auf baldigste
Zu dem gewölbigen
Keller die Tür.

Oder bei Wilhelm Busch:

Demutsvoll und treu und innig
Spricht er: Doris, schau, da bin ich.
Aber heftig stößt dieselbe
Bubb! ihn auf sein Leibgewölbe.

Doch diesen dreien ist nicht immer zu trauen. Vielleicht wollten sie durch hohle Wuchtigkeit komisch wirken. Aus anderm Tone jedenfalls geht in Uhlands Rechberger:

Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,
Da kaufte der Abt ein schwarz, wild Roß.

Und bei Heine:

Belsazar ward in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Vernehmlich klingt hindurch Luthers 'Und ward gesund zu der selbigen Stunde', das, wie wir sahen, eigentlich 'zu jener Stunde' bedeutet, für unser Ohr jedoch ungefähr soviel sagt, als Schillers '(Und verläßt sie) zur selben Stunde'. In dem ganzen dichterischen Gebrauch aber des Pronomens, von Otfrid bis Wilhelm Busch klingt es deutsch und nicht wie Kirchen- und Urkundenlatein.

Die Geschichte der deutschen Prosa wird diesen Eindruck, denk ich, verstärken. Die großen Prediger des 13., 14., 15. Jahrhunderts, der Regensburger, der Seuse und Geiler sind sparsam mit dem Worte, während Luther sich dem Reiz des kraft- und ausdrucks-

vollen Pronomens widerum mehr hinzugeben scheint. Hier zwei Proben, der Auslegung des Vaterunsers (1519) entnommen: 'Wer zornig, unfridsam, neidisch . . . ist, der vorunheiliget den gottlichen namen. . . Dann der selb eret unter dem titel des gottlichen namens des teufels namen; dann der selb ist ein lugener . . .' Und von den Pharisäern spricht Luther als von 'hoffertigen heiligen und des teufels merterern, die nit sein wie ander leut. Die selben, gerad als weren sie nit sunder und boß, wollen nit leiden die boßen und ungerechten ader mit ihnn zu schaffen haben, das man je nit sage ‚O geht der mit solchen umb? ich het ihn vil frummer gehalten!' erkennen nit, daß got ihnn fuer ander darumb hat meher genad geben, daß sie mit den selben genaden dienen sollen und gleich wider austeilen und wuchern mit der selben gnaden'.

Wenn Luther, wie hier, Hauptsätze mit 'Der selbe' beginnt, oder wenn er neben dem Pronomen des ausschließenden Nachdrucks das Substantiv widerholt, ja wenn er in ganz ähnlichen Fällen sogar noch das Wort 'eben' hinzufügt, wie in der Widmung seines Sendschreibens an den christlichen Adel 'eben in der selben narrn weiße', so fühlt doch wohl jeder, daß es Luthern mit dem Nachdruck ernst ist. Ich nenne dies den spezifisch altdeutschen Typus des Pronomens 'der selbe'.

Als der dreißigjährige Krieg über Deutschland dahingebraust war, erhob sich der deutsche Geist, überall an Luther anknüpfend, zu neuen Aufgaben.

Indessen, Leibniz schrieb seine Hauptwerke lateinisch oder französisch. Was deutsch von ihm erhalten ist, zeigt gegen Luther einige Abweichungen. Mit

Substantiven verbindet er nur die Form 'selbiger', wo er nicht 'solcher' sagt. Am Anfang der Hauptsätze findet sich 'der selbe' bei Leibniz nicht mehr. Der altdeutsche Typus ist also bei ihm sichtlich im schwinden. In Wendungen wie 'selbiger Zeit', 'selbiger Cron', schimmert er noch durch. Aber das ist auch wohl alles.

Wie sehen nun die Fälle aus, in denen Leibniz 'derselbe' ohne beigesetztes Substantiv geschrieben hat? Wir wählen drei Beispiele aus der klassischen Schrift, die sich nennt 'Unvorgreiffliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache'.

§ 50. Weiln die Teutsche Sprache vor vielen andern dem Ursprung sich zu nähern scheint, so sind auch die Grundwurzeln in derselben desto besser zu erkennen.

§ 30. Weilen die Sach (der Erforschung und Pflege der deutschen Sprache) von einem großen Begriff, so scheinet selbige zu bestreiten etwas größers als Privatanstalt nötig.

§ 25. (wird etwas) zum täglichen Umgang wackerer Leute so wohl als zur Briefwechselung zwischen denselben erfordert.

In den beiden ersten Beispielen haben wir je zwei Sätze, die von dem selben Gegenstand handeln und zueinander im Kausalverhältnis stehn. Der erste Satz enthält jedesmal eine Charakteristik des Gegenstandes, aus der sich dann für eben diesen, grade dieser seiner Eigenschaften wegen allerlei ergibt. Diesen Gegenstand im zweiten Satze nachdrücklich als eben den zu bezeichnen, hat also Sinn.

Leichter wiegt das Pronomen im letzten Beispiel, wo neben 'den Umgang wackerer Leute' wohl mehr der äußeren Symmetrie als einer inneren Analogie zu liebe sich die 'Briefwechselung zwischen denselben' gesellte.

Den ersten dieser Fälle möcht ich, dem Verkünder der prästabilierten Harmonie zu ehren, den harmonischen Typus nennen, den letzten den symmetrischen. Beide Typen haben noch ein verhältnismäßig vornehmes Gepräge. Der erste steht dem altdeutschen nahe und läßt sich von allen bis heute gebräuchlichen mit dem geringsten Mißbehagen betrachten. Der symmetrische vertritt nicht so sehr die innere, als eine gewisse äußere, steife Vornehmheit.

Beide jedoch büßen einen Teil ihres Glanzes ein, wenn man sie nicht für sich betrachtet, sondern im Zusammenhange mit dem Geltungswert, den das Wort 'derselbe' sonst bei Leibniz hat. Nun besteht aber das gemeinsame aller Leibnizischen Fälle, und sagen wir es gleich heraus, das unterscheidende Merkmal des gesamten neueren Gebrauchs von Leibniz abwärts darin, daß aus dem alten markigen Wort eine *vox enclitica* geworden ist, ein Wort, das nicht mehr auf eignen Beinen stehen und gehen mag, das sich deshalb an gewichtigere Worte anlehnt. Wenn es in neuster Zeit wider am Anfang selbständiger Sätze erscheint, wie regelmäßig in Hofberichten, wenn man heute, wo es nur irgend angeht, den Umschreibungen den Vorzug zu geben pflegt vor den derberen Bildungen mit 'dar' und 'hin', wenn wir statt 'dessen', 'deren', 'sein' und 'ihr' wieder mit Vorliebe 'desselben' 'derselben' schreiben; so ist das ein Atavismus, es ist die vollendete Stillosigkeit. Denn inmitten der heutigen Sprache, wo das Wort 'derselbe' lediglich entkernte Hülse, entnervter Muskel ist, heute denkt vollends niemand daran, es zu betonen, auch am Anfange des Satzes nicht.

Ich sagte, inmitten der heutigen Sprache; ich

meinte natürlich die geschriebne. Denn die rein mündliche kennt überhaupt nur den altdeutschen Typus, mit der Einschränkung, daß sie das Pronomen nur gebraucht, um nachdrücklich auf die Identität hinzuweisen; also 'der selbe'. Ein Japaner, von dem noch die Rede sein wird, unterschied in seinem Vortrage 'der sélbe' und 'dérselbe', fein und lehrreich. Denn nun wird glaublich, was Schopenhauer bemerkt haben will, daß in neuerer Zeit 'der selbe' immer mehr durch 'der gleiche' verdrängt werde, und daß die Schreibung 'derselbe' daran schuld sei. Natürlich, man ist gewohnt 'derselbe' ganz ohne Betonung zu lesen; begegnet nun eins, das den Ton verlangt, so verliest man sich leicht, und das ist ärgerlich. Drum: 'der gleiche', und das Ärgernis ist gehoben. Vom Feinde muß man lernen: schreiben wir also das betonte Pronomen hübsch in zwei Wörter getrennt, damit das unbetonte ihm nicht den garaus mache, das unechte dem echten, die Mumie dem Leben.

Leibniz dachte hoch von der deutschen Sprache. Zwar in wissenschaftlichen und politischen Dingen nennt er sie noch mangelhaft, weil der Gelehrte und der Hofmann sich des Lateins oder anderer fremder Sprachen fast allein beflissen und die Muttersprache dem gemeinen Lauf überlassen. Dennoch sei sie auch von den sogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und wenn er sie mit anderen europäischen Sprachen vergleicht, so nennt er sie die reichste und vollkommenste im Gebiet des Wirklichen, zum Ausdruck von ungegründeten Grillen leichtlich die ungeeignetste. Hierin hat sie wohl seitdem einige Fortschritte gemacht. Hätten

nur Männer wie Leibniz ein wenig früher und noch ein wenig ernster sich der Sprache angenommen! wer weiß, ob die hohe so gesunken, die lebendige so erstarrt wäre.

Christian Thomas, der die erste deutsche Universitäts-Vorlesung hielt, war nicht der Mann, das versäumte nachzuholen. In seiner 'Kunst vernünftig und tugendhaft zu lieben' findet sich 'derselbe' auf 37 Kleinoktavseiten 45 mal, Leibniz hat es auf den 37 (bei Guhrauer und bei Schmarsow) Großoktavseiten der 'unvorgreiflichen Gedanken' im ganzen 6 mal. In einzelnen Wendungen klingt zwar auch bei Thomas noch der vollere Ton des alten Pronomens nach. So wenn es im Genetiv voransteht 'auf dererselben Beschaffenheit, desselben Ende' und gewiß in 'dererselben ihrer Würckung'. Der Satz heißt vollständig 'Nun müssen wir auch ein wenig näher auf die Dinge, die außer ihme (dem Menschen) sind, reflectieren und von dererselben ihrer Würckung in die Natur des Menschen etwas reden'. Ein Beispiel des symmetrischen Typus ist 'Was unmittelbar durch die Sinne begriffen wird oder denenselben zuwider ist'. Am Anfang eines selbständigen Satzes findet sich das Wort bei Thomas ebensowenig als bei Leibniz. Vorherrschend ist auch bei ihm der enklitische Gebrauch. Ja in Wendungen, wie diese 'Was die vernünftige Liebe anlangt, so ist dieselbige . . .' oder 'den Concept betreffend, den ich durchgehends von der Liebe gemacht, so will ich nicht praetendiren, daß derselbe . . .', glaubt man fast, einen heutigen Aktuarius zu vernehmen. Ach, es geht auch bei uns höher hinauf! 'Den Sprachunterricht betreffend, so würden wir erraten, wie sich derselbe unserm Päda-

gogen gestalten muß'. Der Pädagog ist Herder, und der dies schrieb, sein Biograph.

Solchen Greuel wird man bei des großen Leibniz Propheten Christian Wolf schwerlich finden. Bei ihm ist das Wort überhaupt wieder seltener. In den strenger gehaltenen Abschnitten seiner Schriften steht es meistens noch mit Nachdruck. Zwar nach einem Punkt ist es mir auch bei ihm nicht mehr begegnet, wohl aber am Anfang des Nachsatzes auf ein Relativum bezogen. 'Wer sich dessen, was er leugnet oder in Zweifel ziehet, bewußt ist, derselbige ist'. Und in Verbindung mit Substantiven 'Daß alle dieselben Einwürfe nicht stattfinden'; 'So muß derselbe Satz unstreitige Richtigkeit haben'; 'So ist dasselbe Ding notwendig'.

Bei den Bodmers und Gottscheds, doch auch bei Winckelmann, seine herrlichen Briefe und einige Abschnitte seiner späteren Schriften abgerechnet, findet sich fast keine Seite ohne das unbetonte, jetzt zum rein papiernen Lückenbüßer herabgesunkene Pronomen.

Ein recht anschauliches Bild von dem Unterschiede des alten 'der selbe' und des modernen, des modischen 'derselbe' — denn alles papierne ist so unmodern gedacht als möglich — gewährt ein Vergleich des Steinhöwelschen Boccaccio (1471?) mit dem Soltauischen (1803). Wir wählen aus dem Decamerone die rührende Geschichte von Sigismonda und Guiscardo, des vierten Tages erste.

Steinhöwel	Soltau
die selbig sein tochter so inniglichen lieb von im gehabet was	er liebte sie so sehr
und den selben brief in ein hol ror stieß	dieses (Zettelchen) verbarg sie in einem hohlen Rohr

die selbig höle hatte ir liecht von oben abe	in welche ein wenig Licht von oben fiel
in die selben höle	nach dieser Höhle
und im die höle von obenabe alle bezeychent gabe	und hatte ihm die ungefähre Tiefe derselben angezeigt
des selben tages	am folgenden Nachmittage
des selben tages	des übrigen Tages
die selben porten	die geheime Tür
die selben edel geheissen seien	(wer . . . besaß), ward ehemals adelig genannt
was du mit Gwischardo tůest oder hast getan, tůst du das selbig nicht auch mit mir, mein eigne hend das tůn söllen	und wenn du mir nicht das selbige tust, was du dem G. getan hast . . .
das herze im aus dem leibe nämen und im brächten	und ihm das Herz desselben zu bringen
das selbig vergift wasser . . . goß	goß es

Nur einmal stimmen die Übersetzer im Gebrauch unseres Pronomens überein. Da, wo 'der selbige' die Identität bezeichnet. Wo sonst Steinhöwel, oder wie nun der alte Übersetzer auch geheißen habe, sein ehrliches, breites, schweres 'der selbe', 'der selbige' hat, fehlt es bei Soltau. Und wo der Schwabe des 15. Jahrhunderts gar nicht daran denkt, läßt der Niedersachse aus dem Jahrhundert der Aufklärung den papiernen Flitter tanzen.

Das ist ja das eigentümliche des älteren Gebrauchs, wie ich es auch durch die Übersetzung 'eben jener' anzudeuten versuchte, daß das alte Pronomen zwischen 'grade - der' und unserm mündlichen 'der selbe' in der Mitte steht, an Wucht beiden gleich, während das neue 'derselbe' zu einem Unwort von drei tonlosen Silben geworden ist, ein verdorrtes Blatt.

Lessing und Schiller sind dem Wort in ihrer Prosa sehr ergeben. Kants philosophischer Kanzlei-

stil, der auch Schillern 'greulich' war (an Goethe vom 22. Sept. 1797), konnte 'dasselbe' natürlich nicht entbehren. In Herders Sprache atmet man staubfreiere Luft; doch dieses Papierschnitzels hat sie sich nicht ganz zu entledigen vermocht. Hamann und Wieland, ein seltsames Gespann, haben ihre Sprache in diesem Punkte ziemlich rein erhalten.

Nun Goethe. Der Derbheit und Überkraft des jungen Goethe mußte das krankende Wort fern liegen. Briefstellen, wie bei Hirzel III 66, 'wodurch derselbige' (der Magistrat) oder 133 'wenn dieselben' mit scherzhafter Steifheit an Lavaters Hochwürden, und zwei Sätze Werthers, das ist nahezu alles. Werther meint (245), alle Regel werde 'das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben' zerstören. Es ist der symmetrische Typus. Anders geartet ist der zweite Fall. 'Ich wartete', schreibt Werther (311), 'auf Nachricht, wann Euer Hochzeittag sein würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichst an demselben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen und sie (später gemildert: ihn) unter andere Papiere zu begraben'. Es liegt vielleicht manchem näher, hier die Erwartung des Hochzeitstages und die von Werther geplante feierliche Begehung eben dieses Tages parallel zu setzen. Ich bin geneigter, an die uns jetzt schon so vertrauten feierlichen Zeitbestimmungen zu denken. Nur, daß ich die Widerholung des Substantivs vermisse: 'an dem selben, dem selbigen Tage'. Mit vernehmlicherm Anklang heißt es einmal in Wilhelm Meisters Lehrjahren 'in derselbigen Stunde'. Die Briefe an Frau von Stein reden Sprache des Herzens und des Mundes. Und wenn wir von zweien in der Schweiz Oktober und November 1779 diktierten Reise-

berichten absehen, so bleiben aus der Zeit bis 1790 zwei Stellen mit 'derselbe' übrig. Die eine 'Mein Himmel ist einsamer. Du machst den ganzen Kreis desselben aus' zeigt den harmonischen Typus. Die andere erinnert an das erwähnte Lavaterische Beispiel: 'mit demselbigen', dem Würdigen Freunde (Knebel, vermutet Fielitz zu Nr. 230).

Goethe ruhte, wie keiner vor ihm und nach ihm keiner, unmittelbar auf dem tiefsten Grunde der Sprachschöpfung: hier und da hatten sich jedoch auch zwischen ihn und den festen Boden der Urwelt neuere Schichten aufgehäufter, zusammengeschwemmter Trümmer gelegt — das Bild ist der Abhandlung vom Granit entlehnt, Goethes naturwissenschaftlicher Jungfernrede vom Jahre 1784. Auf einem hohen, nackten Gipfel des Harzes sitzend blickt der Dichter wundersam beruhigt auf mancherlei, was er 'durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in sich selbst und in anderen gelitten hat und leidet'. Der Satz trägt widerum den symmetrischen Typus.

Die Metamorphose der Pflanzen von 1790 scheint auch eine Metamorphose des Goethischen Prosastils anzukündigen. Denn hier raschelt es schon bedenklich: 'Teile derselben' § 1, 'Rippe desselben' 20, 'Umbildung desselben' 23. Vereinzelt ein etwas vollerer Ton: 'Vorzüglich ist ihre Peripherie höchst einfach, und an derselben sind so wenig Spuren von Einschnitten zu sehen' 18. Doch es ist ein Lehrbuch, paragraphierte Rede. Da bot sich Thomasens Lieblingswort wieder an und ward nicht abgewiesen.

So mag sich auch die Häufigkeit dieses Gebrauchs im Briefwechsel mit Schiller erklären, wo doch vor-

wiegend wissenschaftliche Fragen erörtert werden. Musterbeispiele: 'Vom Appetit eines Kindes zum Apfel am Baum bis zum Falle desselben' (des Apfels, 6. Januar 1798). 'Eine Darstellung des Bestehenden im Menschen mit der Entwicklung der Phänomene der Kultur aus demselben' (dem Bestehenden im Menschen, 11. März 1801). Allein Goethe scheint überhaupt im Laufe der Jahre immer mehr Geschmack an dem landesüblichen Schnörkel gefunden zu haben. Das ergibt sich vielleicht nicht mit voller Gewißheit aus der Tatsache, daß Goethe in der zweiten Hälfte des Briefwechsels beinahe doppelt so häufig 'derselbe' schreibt als in der ersten, wie ich denn auch für Schiller nicht daraus schließen möchte, daß bei ihm das Verhältnis grade umgekehrt ist. Wichtiger als die Zahl ist ja die Art der Fälle. Und hierfür ist der Briefwechsel mit Schiller besonders lehrreich. Ich denke nicht daran, die Briefe an Schiller und die an Charlotte als Ganzes auf eine Stufe zu stellen. Aber, wenn Goethe bei der Freundin sich zu Tische bitten, sich nach dem Befinden erkundigen, ihre Grüße auftragen konnte, ohne den-, die-, dasselbe, warum nicht auch bei Schiller? 'Heute früh erwartete ich vergebens einen Brief von Ihnen; wenn nur nicht das Ausbleiben desselben auf ein Übelbefinden deutet'. Oder 'Unsere Oper ist recht artig, und die Vorstellungen derselben machen oft ein artiges Ganze'. Oder 'Grüßen Sie uns Ihre liebe Frau und schicken Sie uns dieselbe wenigstens Montags'. Sämtliche Stellen sind aus Briefen vom Frühling 1798. Oder bedenklicher 'Entschließen Sie sich ins Theater zu gehen, so erwarte ich Sie nach demselben' (5. Febr. 1800). Und 'Heute Abend werde ich Probe von Tancred

halten . . . Nach derselben komme ich Sie abzuholen' (20. Febr. 1801). Wenn so das Wort sich in die Umgangssprache einnistet, was soll dann in stilisierter Rede werden?

Wilhelm Meisters Lehrjahre begannen zu erscheinen im Jahre 1794, doch hatte Goethe an diesem seinem ersten, seinem einzigen Roman seit dem Februar 1777 gearbeitet. Die beiden ersten Bücher enthalten nur Fälle des harmonischen Typus. Überall zwei Sätze oder satzartige Glieder eng aufeinander bezogen. Überall, auch in Fällen wie (I 14) 'Wer mit einem Talente zu einem Talente geboren ist, findet in demselben sein schönstes Dasein', oder (II 9) 'Bald mit einem Kinde auf dem Arm, bald desselben beraubt', überall, mein ich, verträgt noch das Pronomen eine leichte Betonung. Das Unheil beginnt aber mit dem dritten Buch (III 11). 'Sie hatten sich unter diesem Gespräch weit in den Park verloren und waren auf die Landstraße, welche durch denselben ging, gekommen'. Hier würde doch die Betonung des Pronomens nur eine Verzerrung des Gedankens ergeben. Im fünften Buch heißt es 'Obgleich bei der neuen Bearbeitung Hamlets manche Personen weggefallen waren, so blieb die Anzahl derselben doch immer noch groß genug'. Auf den ersten Blick erscheint dies in milderem Lichte: Haupt- und Nebensatz im Concessiv-Verhältnis, eine häufige Form des harmonischen Typus. Aber, wenn man nun dahinterkommt, daß mit 'denselben' hier die andern gemeint sind, die übrig gebliebenen, nicht weggefallenen, daß also 'Anzahl derselben' nicht auf den genannten Gegenstand geht, sondern allein auf den Begriff, der freilich über Dauer oder Wechsel dessen was er umfaßt, erhaben ist?

So wird ja wohl die Schönheit des Romans auch erhaben sein über das, was an stilistischen Einzelheiten ein anderes Jahrhundert anders wünschte? nein, was der Dichter selber in glücklichern Stunden anders sagte und schrieb. Er selber, der noch nicht metamorphierte Goethe ist es, der uns diesen Maßstab anlegen lehrte.

Seit 1790, also seitdem er sich das papierne, das heißt das enklitische 'derselbe' angewöhnte scheint er auch die Kollision dieser Wortfratze mit dem echten Wort 'der selbe' unangenehm zu empfinden. Wenigstens sehn wir ihn seit 1790 eine Differenzierung anstreben. In der Identitäts-Bedeutung setzt er von jetzt ab mit Vorliebe 'derselbige', auf diese Weise freilich zwiefach von der mündlichen Sprache sich entfernend, und jedesmal doch wohl ohne sie zu verschönen.

Die schlimmsten Fälle der papiernen Derselbigkeit sollen wir indes noch kennen lernen. Nicht in den Novellen von 1795 und 1801, nicht in den Wahlverwandtschaften, nicht in den ästhetischen Aufsätzen, nicht in dem herrlichen Stück über Winckelmann. Bis hierher erscheint 'derselbe' ganz überwiegend im harmonischen Typus; besonders streng sind die Sätze im Winckelmann gebaut. Den Gipfel der Nichtigkeit erreicht es bei Goethe erst in Dichtung und Wahrheit seit 1811. Immerhin etwas ist das Pronomen noch in Sätzen, wie (DW II 7) 'Merkwürdig ist seine Frage . . „ so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt': Harmonischer Typus. Aber eine taube Nuß, ein Nichts ist es in Sätzen, wie (I 4) 'Er billigte unsere Meinung und die Gründe derselben', oder (II 7) 'Gottscheds Kritische Dichtkunst überlieferte eine

historische Kenntnis vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben', oder (III 12) 'Ging man . . . in die Reichsverfassung und die von derselben handelnden Schriften' . . .

Was helfen uns Goethe und seine Werke, wenn der Papierne und die Ränke desselben nicht durchschaut werden? Was hilft die Mutter mit ihrer Sprache, wenn die Gouvernante und die papiernen Regeln derselben herrschen sollen? Was ist das deutsche Reich mit all seiner Herrlichkeit, wenn die deutsche Sprache oder auch nur einige wichtige Glieder derselben erstarren sollen? Denn ich darf diesen Typus wohl den erstarrten nennen, einen steinernen Gast, willkommen vielleicht, wer weiß warum? dem berechnenden Verstande, unheimlich jedoch dem klopfenden Herzen, und widrig warmen Lippen.

Ehe wir von der Betrachtung des Goethischen Gebrauchs scheiden, noch einige Kleinigkeiten. Ist es Zufall, daß der Nominativ des Pronomens in sämtlichen Schriften von 1771 bis 1814 sich unter 180 Fällen, steife Briefe abgerechnet, zweimal findet (1805 und 1811), im Jahr 1814 dagegen unter den 52 Fällen des dritten Buchs von Dichtung und Wahrheit allein sechsmal? Oder ist es auch ein Zeichen dafür, daß der alternde Goethe in ein immer freundlicheres Verhältnis zu dem alternden Pronomen trat? Nebenbei bemerkt, enklitisch bleibt es darum doch. Nie steht es, soviel ich sehe, bei Goethe am Anfang der Sätze, außer mit Präpositionen. Doch! einen Fall find ich noch, wo der Nominativ einen vollern Ton trägt. In der Widmung seines Briefwechsels mit Schiller, an König Ludwig, schreibt Goethe von seinem Freunde 'Durch Allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durch-

aus erleichtert . . ., derselbe wohl auch in ein heilsameres, besseres Klima versetzt worden'. Die Zuschrift ist datiert 'den 18. Oktober 1829'.

Und endlich: Als Goethe den Teil von Dichtung und Wahrheit vollendet hatte, der den Titel 'Italienische Reise' führt, verbrannte er eine große Menge der brieflichen und tagebuchartigen Urkunden, zum glück nicht alle. Die erhaltnen, im Jahre 1886 bekannt gewordnen gestatten einen Vergleich, der nicht immer zugunsten des alten Goethe ausfällt:

'Wenn man diese Werke nicht gegenwärtig sieht, hat man doch keinen Begriff davon'. So schrieb Goethe den 19. September 1786 von Vicenza. Daraus machte der siebenundsechzigjährige 'Wenn man diese Werke gegenwärtig sieht, erkennt man erst den großen Wert derselben'.

Von Assisi 1786 'Der Platz selbst steigt ein wenig, und es kommen vier Straßen zusammen, die ein sehr gedrucktes Andreaskreuz machen'. Und 1816 'Dieser (Platz) steigt selbst ein wenig an, und es kommen auf demselben vier Straßen zusammen'.

Den 27. Okt. 1786 'Terni liegt in einer köstlichen Gegend, die ich diesen Abend von einem Spaziergange um die Stadt mit Freuden beschaute'. Und 1816 'Das Städtchen liegt in einer köstlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um dasselbe her mit Freuden beschaute'.

Der erste, der in solchen Wendungen den Zopf erkannte, war August Wilhelm Schlegel. Mehr altfränkisch als altertümlich nannt er den häufigen Gebrauch des Fürworts 'derselbe', wo es ohne allen Nachdruck stehe und ungefähr wie das veraltete französische *icelui* herauskomme; so schrieb er im Früh-

jahr 1812 in der Anzeige von Winckelmanns Werken. Gegen Ende des Jahres erschien der erste Band der Grimmischen Märchen, der zweite zu Anfang des Jahres 1815. Es war die Zeit der Monumenta Germaniae. Nun, diese Kinder- und Hausmärchen waren auch Denkmäler, unscheinbarer, als die großen historischen, und harmloser, als die das unvergleichliche Brüderpaar uns in gelehrteren Arbeiten hinterließ, aber für deutsches Gemüts- und Geistesleben, für Sprache und Poesie wichtig und wirksam vielleicht nicht minder als jene alle. Weh uns, wenn wir und namentlich unsre Frauen verlernten, zu unsern Kindern in der Sprache der Grimmischen Märchen zu reden! Und weh unseren Kindern! Der Naturlaut unsrer Muttersprache tönt nirgend reiner, als hier. Und das Wesen deutscher Erzählungsweise, deutschen Satzbaus, deutschen Ausdrucks liegt nirgend so offen zutage, als hier. 'Was wohl Goethe zu diesen Märchen gesagt haben mag? Seine Kindheit war mit Märchen genährt worden; an Märchen lernte er erfinden; und ein Knabenmärchen, freilich mit der reifsten Kunst ausgeführt, gibt er uns als sein ältestes dichterisches Produkt'. So fragen wir mit Wilhelm Scherer (J. Grimm² 150). Goethe war mit seinen Lebenserinnerungen beschäftigt, als die Märchen herauskamen. Er scheint sie nicht sonderlich beachtet zu haben. Für die Geschichte des deutschen Geistes aber gehören sie, mit dem jungen Goethe und mit der jungen Germanistik, zu dem Quell, draus er sich Verjüngung getrunken hat und trinken wird.

Genug der großen Worte! Wie steht es bei den Märchen mit den papiernen Gernegroß? Hier, wo mündliche Sprache widertönt, wie selten in einem

Buche, ist 'derselbe' ja undenkbar. Doch da stoßen wir auf ein seltsames Stück, 'von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst'. Darin steht einmal 'Derselbe andere Vogel' und dann (von der Maus) 'wollte durch das Gemüs schlingen und schlupfen, dasselbe zu schmelzen'. Schon in diesen wenigen ausgehobnen Worten ist des auffallenden genug. 'Derselbe' steht hier noch volltönig, am Anfang des Satzes und mit einem Substantiv verbunden; dann 'schlingen' im Sinne von sich schlängeln, sich winden; dann 'schlupfen' für 'schlüpfen'; endlich 'schmelzen' mit Schmalz, mit Fett zubereiten. So bedarf es gar nicht weiterer Beispiele, um uns den Gedanken nahezulegen, daß hier eine alte schriftliche Vorlage Wort für Wort widergegeben sei. Und sieh da, in den Gesichten Philanders von Sittewald, die als Quelle angeführt werden, steht unter den übrigen Altertümlichkeiten auch beidemale 'derselbe'. Nur hat Wilhelm Grimm, er ist ja der Hauptredaktor der Sammlung, im ersten Fall die Worte 'andre Vogel' hinzugefügt, im zweiten 'dasselbe' aus 'dasselbige' gemildert. Wie denn unter anderm auch das schöne, 'des Lebens verfallen' seinem Sprachgefühl verdankt wird: Moscherosch schrieb, wenn man den Druck (1650) trauen darf, 'deßwegen sei sie ihm das Leben verfallen'. Und aus einem 'deßwegen so deckte der Vogel den Tisch' machte Grimm 'derowegen so deckte . . .' Genug, dies sichtlich und mit feinstem Verständnis altertümlich gehaltne Märchen fällt für uns weg. Ebenso natürlich die im Schweizer Dialekt gegebnen, in deren einem, dem von Vogel Greif, 'sälbesmol' für jenes mal, damals steht. Diese Stücke gehören also zu den Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen. Die Regel

aber lautet: Wo die Grimmischen Märchen unsre heutige Sprache widergeben wollen, ist ihnen 'derselbe' für 'er', desselben für 'sein' und so weiter unbekannt.

Daß ein solches Beispiel, zumal von Kinder- und Hausmärchen gegeben, in einer Zeit, die zugleich mit den höchsten Problemen des Seins und Denkens beschäftigt ist, nicht sofort allgemeine Nachfolge finden kann, versteht sich von selbst. Die Grimms selber meiden das Wort nicht ängstlich, doch ist es bei ihnen selten, namentlich bei Jacob Grimm. Die Germanisten überhaupt halten, wie billig, ihre Sprache ziemlich rein. In unerwartetem Maße ist der hervorragend mündliche Stil Wilhelm Scherers durch das papierne Pronomen entstellt. Bei Hermann Grimm ist das Wort überaus selten. Und wenn man heute [1888] herumfragte nach dem sprachgewaltigsten Meister der deutschen Prosa, auf wessen Namen würden sich wohl am ehesten die Stimmen vereinigen? Ich denke, auf Heinrich von Treitschke. Und nun gehe man hin und sehe zu, wie er es macht, ohne dies Unwort auszukommen; und tue desgleichen.

Aus der Reihe der unberührt gebliebnen heb ich Ranke heraus. Er ist ganz dem unglückseligen Wort verfallen, nicht bloß der neunzigjährige, auch der dreißiger. Auch hab ich keinen wesentlichen Unterschied zwischen den mehr betrachtenden und den mehr erzählenden Abschnitten gefunden. Die Zahl der Fälle erreicht, soviel ich sehe, in keiner der früheren Schriften Rankes und, wenn ich den Zeitungsreporter abrechne, bei keinem Schriftsteller des Jahrhunderts die gleiche Höhe, wie in Rankes Weltgeschichte. Die Art aber ist überall die gleiche, es ist die des alten Goethe von 1814.

Eine besondere Betrachtung verdienen die beiden großen Schweizer, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer. Beide sind im hohem Grade derselbig. Vielleicht wirkte die heimatliche Mundart ein, wo ja '(d)selb' bis auf den heutigen Tag altdeutschen Typus bewahrt hat: 'Selb ist wahr'. Allein, wenn wir von solchen Stellen ihrer Erzählungen absehen, wo unter anderm auch unser Pronomen, namentlich in den Formen 'selb', 'selbig', 'derselbige' zum Kostüm gehört (ich darf im vorbeigehn auch an Scheffel erinnern), so gewährt hier Keller kaum ein andres Bild als etwa Spielhagen. 'Derselbe' ist unbetont, ist Lückenbüßer für unbehagliche Genetive, ist bequemes Unterscheidungsmittel und dient auch sichtlich und absichtlich zur bloßen Verschnörkelung der Rede; daher die zahllosen Nominative und Akkusative. Indes bei Keller möcht ichs gar nicht missen. Seinem Stil steht das krause wohl an, wie die Runzeln seinem verehrten Angesicht. Er ist trotz der Gotik im Satzbau und im Aufbau der Erzählungen, oder grade weil er diese Gotik so eigen ausgebildet hat, ein großer Dichter. Und Meyer? Ich hatte seinen Jenatsch, den Heiligen und die Richterin gelesen, eh ich 'genossen' hatte. Und als ich auf die Spur kam, und die Birsch begann, da hätt ich mich hoch und höchst verschworen, bei ihm das gefährliche Schwarzwild der Tintenworte nicht anzutreffen. Seine gedrungen lichtvolle Sprache, sagt ich mir, einem fest gegründeten, fröhlich aufsteigenden Schloßbau vergleichbar, kann, muß alle Surrogate verschmähen. Bei ihm würde 'derselbe' sich ausnehmen, wie zwischen granitnen Pfeilern und marmornen Schwibbögen eine Pappwand mit Smyrgel bestrichen, wie mitten unter leuchtenden

Wangen ein grinsender Totenkopf. Ich las noch einmal. Wie wuchs meine Zuversicht, als ich auf den ersten 171 Seiten seines gewaltigen Jürg Jenatsch die Luft rein fand; hatte doch Keller auf den ersten 171 Seiten seines grünen Heinrich bereits über 70 mal dem Schlimmheiligen geopfert. Und nun stieß mir das Wort gleich zweimal auf, in den nächsten zweihundert Seiten wieder je zweimal, und in den letzten fünfzig sogar sechsmal, darunter zweimal in eines Menschen Rede. Und wenn der Dichter hier noch sparsam umzugehen scheint mit dem einstmals so wertvollen, jetzt durch den Mißbrauch so arg entwerteten Pronomen: ein andermal, in der Hochzeit des Mönchs, begegnet es auf jeder sechsten Seite. Aber eins unterscheidet ihn, auch bei diesem Worte, von allen anderen: er beschränkt sich fast auf den harmonischen und den symmetrischen Typus. Das gibt bei ihm selbst diesem entarteten Wort eine Haltung, die es seit Wilhelm Meisters Lehrjahren nicht mehr besaß, und die zuweilen nicht ohne Wirkung ist. Der Mehrzahl freilich der heutigen Leser mag die Scheidung zwischen jenem erstarrten Typus und diesen erstarrenden überscharf erscheinen. Ohne belang ist sie jedenfalls für einen Stil, der in fühlung bleibt mit der lebendigen Sprache. Denn diese kennt heute den harmonischen Typus so wenig als den erstarrten.

Hier bescheidet sich der Geschichtsschreiber, der lediglich Tatsachen festzustellen und zu beurteilen hat, aber nicht darf ändern und bessern wollen.

Doch zur vollen Würdigung des gesamten Tatbestandes in unserer Literatur, zum Verständnis der Erscheinung, daß wir in heutiger Prosa uns eine Dar-

stellung, sei es des jüngsten Eisenbahnunglücks oder der Perikleischen Politik, der tierischen Elektrizität oder der schwersten Seelenkämpfe, kaum vorstellen können ohne das im besten Fall preziöse 'derselbe', bedarf es, wie man gewiß schon längst gefühlt hat, noch einer Frage: Welches Interesse hat der große Unbekannte, unter dessen geheimer Redaktion fast all unsre Bücher, namentlich Lehrbücher, und leider auch viele unsrer Dichtungen geschrieben werden, der sogar über Reden und über Kirchengebete eine grausame Zensur ergehn läßt, welches Interesse hat der Papierne an unserm Pronomen?

Die Eltern setzen ihre Wanderung fort und lassen die Kinder gewähren; so kommts, daß diese ziemlich weit zurückbleiben. Wohinter, hinter wem zurückbleiben? fragt ingrimmig der große Exakte. Und wer auf ihn hört, antwortet treuherzig: hinter denselben.

Oder: Der Kardinal Richelieu findet den Bericht des Herzogs Rohan über die Märzereignisse in Chur lückenhaft und wünscht eine vollständige Darstellung von meiner Hand. Wie? irgend eine Darstellung? einen beliebigen, nur vollständigen Aufsatz? Also: Darstellung derselben.

Oder: Poggio erzählt, wie er an eine Kirche kam, wie er den Haupteingang offen fand und eintrat. Der Papierne fängt die Worte auf, und sogleich haben sie ein ganz anderes Ansehen 'und den Haupteingang derselben offen findend, betrat ich sie'. Sie klingen auch ganz anders. Aber deutsch?

Endlich: Welche Wurzeln der Weltlust oder der Weltsorge wohl das Fräulein Lucrezia noch draußen zurückhielten? denn sie sprach von dem Kloster trotz

ihres Wohlwollens nur als von ihrer einstweiligen Herberge. Das ist sehr nachlässig gesprochen! ruft der Papierne. Erstens weiß man nicht, gegen wen, oder richtiger: für wen das Fräulein Lucrezia Wohlwollen hegt. Zweitens ist das Fräulein keine sie, sondern ein es. 'Denn dieses sprach von dem Kloster, trotz seines Wohlwollens für dasselbe, nur als von seiner einstweiligen Herberge'. Das erst ist klar und scharf gedacht und gesagt!

Es gibt eine Sprache, in der Ausdrücke, wie Wohlwollen, gern durch den Objektsbegriff näher bestimmt werden; das ist die lateinische. Es stünde schlimm um unsere Bildung, wenn wir nicht Latein lernen könnten, ohne dadurch unser Deutsch su verderben; aber man lern es nur gründlich, um zu wissen, was eben lateinisch und nicht deutsch ist.

Moriz Haupt begann seine Festrede am Leibniztage 1861 folgendermaßen. 'Wir feiern alljährlich das Andenken des Ahnherrn unserer Akademie, nicht um es vor Vergessenheit zu schützen: denn kaum wäre solches Schutzes ein Andenken wert, das seiner von Jahr zu Jahr bedürfte'. Man kann dem Papiernen keinen größeren Kummer machen, als mit solchen Sätzen. Seiner! was ist das? *suus* oder *suae* oder *suorum*, *suarum* oder *sui?* wie es scheint *sui*, des Schutzes. Aber 'seiner, *sui*' ist reflexiv, wie doch auch das deutsche 'sich'. Wie viel Mühe hat der Quintaner mit der Unterscheidung von *suus* und *eius*. Und wie stolz ist er, wenn er es begriffen hat. Soll davon die eigne, die *barbara lingua* nichts gewinnen? Ein Andenken, das seiner von Jahr zu Jahr bedürfte, wär also ein Andenken, das seiner selbst bedürfte! Zum mindesten ist 'seiner' persönliches Pronomen, und

weder Schutz noch Andenken sind Personen. So tüftelt und deutelt aller Scheingrammatiker Oberster und verlangt im Namen der Deutlichkeit und Genauigkeit, der Üblichkeit und Richtigkeit 'kaum wäre solches Schutzes ein Andenken wert, das desselben von Jahr zu Jahr bedürfe'. Aber die Stelle hat noch einen Flecken: 'Nicht um es vor Vergessenheit zu schützen'. Das Andenken eines so großen Mannes ist viel zu wichtig, um 'dasselbe' mit einem so kahlen, unfeierlichen 'es' abzutun.

Ohne Feierlichkeit, ohne Schwung ist der Papierne nie. Jeder Zoll an ihm, jede Haarlocke ist Schwung. In der Zeit, als der Zopf noch für die einzig menschenwürdige Haartracht galt, ward 'er' oft nicht sehr freundlich für 'du' gesagt. Seit dem ist das nackte 'er, sie, es' etwas anrüchig geworden.

Einem Philosophen wird die Ehre, in die preußische Akademie gewählt zu werden. In seiner Antrittsrede gedenkt er die Frage zu streifen, wie viel der Akademie im Sinn ihres Stifters die Philosophie sein kann. Goldne Worte strömen ihm zu, vom philosophischen Glauben, der belebt und wachsen läßt, wie das Sonnenlicht. Und durch seine Wahl, meint er, habe die Akademie wohl nur dieser Überzeugung erneuten Ausdruck geben wollen. 'Entspricht sie doch dem hoffnungskräftigen Geiste Leibnizens'. Über Nacht kommt der Papierne und korrigiert ihm das Konzept. 'Dieselbe entspricht dem hoffnungskräftigen — ein Lächeln überfliegt die welken Züge des großen Pessimisten — 'Geiste von Leibniz' natürlich. Also mit tiefer Verbeugung 'Dieselbe entspricht'. Warum nicht 'Hochdieselbe'?

Hierher gehören heute die meisten Akkusative

und Nominative von 'derselbe'. Man verlangt sie, um die Rede wohlfeil zu adeln, sie durch irgend etwas von der gemütlichen Bierkneipennatürlichkeit, wie der ungemütliche Schopenhauer sagt, zu entfernen. Hierher gehört auch die Form 'daselbst' für 'dort'. 'Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten'. Solche Stellen merkt sich der Böse, jedoch nicht, um sich von der sieghaften Stärke des Guten zu überzeugen, sondern um das schwungvolle 'daselbst' überall da zu schreiben, wo es die Menschen nicht sprechen.

Zu verlangen, daß die Literatur nichts höheres zu leisten habe, als ein Abbild der gewöhnlichen Rede mit all ihren Zufälligkeiten, aller Breite, allen Unebenheiten, Rissen, Sprüngen, mit allem Geschwätz, lieblich und häßlich durcheinander, das wäre Barbarei. Die Veredelung aber durch Vertauschung einzelner Wörter und Wendungen herbeiführen zu wollen, ist Pfuscherei. Die mündliche Sprache, die aus dem Stegreif redet, bedarf der Zucht, wenn dauerndes soll geschaffen werden, der Zucht, die mit ihrem innersten Wesen rechnet, es nur immer reiner ausprägt, in reichem Vorrat nach dem treffenden Ausdruck sucht, hier kürzt, dort füllt, stets aber die Mittel spart, damit auch hier die Kunst der Künste gedeihe: mit wenigem viel! Die Dressur freilich kann mehr, kann wunder tun. Sie macht die gedankenlosen beredt und lehrt die seelenlosen begeistert predigen. Ach, sie glaubt die Natur zu veredeln, indem sie sie mechanisiert — 'sie sie'? das ist doch wohl der Verbesserung fähig. Gewiß; aber

wie nur? Der Papierne weiß rat. 'Die Richterin holte die Kristalle hervor. Nachdem sie dieselben eine Weile in der Hand gehalten . . .' Es ist das übliche Mittel, die Mißklänge, die durch Häufung von Fürwörtern entstehen, zu vermeiden. — 'Sie sie' war zu tief gegriffen, eine Umschreibung des Begriffs Natur, wie etwa 'die beseelte oder die organische zu mechanisieren', wäre zu hoch. Die echte Prosa liegt in der Mitte zwischen der Umgangs- und der Dichtersprache, und grade dieser Mitte entspricht das artige Wort 'derselbe', das sich von der Überladenheit einer poetisierenden Prosa und der Hemdärmeligkeit der gewöhnlichen Rede gleich weit entfernt hält!

Da hätten wir denn wieder einmal eine sogenannte goldene Mittelstraße, auf der man so bequem dahinfährt — wohin nur? — in die trostlose Wüste der absoluten Prosa. Wissen wir denn, was aus der Sprache, was aus dem Denken würde, wenn man die dichterischen Elemente herausnähme, herausnehmen könnte? Weit genug freilich haben wirs darin gebracht. Unser Denken gestaltet sich immer katalog-, immer kompendienhafter. In der Erzählung lieben wir das Perfekt und das Plusquamperfekt, Zeitformen, die das deutsche Verbum gar nicht einmal besitzt, die wir erst künstlich durch Hilfsverba herstellen müssen. So erzählen wir weniger, als wir aufzählen. Wir lassen weniger entstehen und geschehen, als wir fertiges und geschehnes konstatieren, exzerpieren, rubrizieren. Wir lieben daher Substantiva. Täglich entstehen neue —ungen. Da ist denn die Not, die Substantive richtig aufeinander zu beziehen und gehörig zu ergänzen, groß genug,

und man ist froh, wenn sich 'derselbe' als Notnagel darbietet.

Wer daraufhin in einer gebildeten Sprache, die es ja unleugbar mit mehr Abstraktionen zu tun hat als die weniger durchgebildete, das Pronomen für schlechthin unentbehrlich erklärt, den bitt ich nur, es einmal mit den Mitteln, die ihm die mündliche Sprache, die Sprache des jungen Goethe und, mit gewissen Einschränkungen, die Sprache Jakob Grimms an die Hand gibt, zu versuchen. Er wird erfahren, wie reich an unerschöpften Hilfsquellen lebendige Sprache ist, wie auch hier neuen Aufgaben jauchzend immer neue Kräfte entgegenwachsen.

Daß freilich zu einer Meisterschaft in der Prosa ein mittleres Maß von Kräften ausreiche, daß die Prosa überhaupt ein mittleres sei zwischen ich weiß nicht welchen Extremen, dieser Glaube, so tröstlich er sein mag, ist nicht der meine. Ich habe für diese mittlere Prosa, die ungefähr des Herrn Daniel Sanders nicht gehobener Rede entsprechen wird, einen andern Namen.

'Kennen Sie sie?' klingt nicht besonders schön. 'Kennen Sie dieselbe?' klingt gar nicht. Jenes ist schlicht, dies dünkt sich wohlgesetzt. Jenes ist läßlich, dies peinlich. Jenes ist der Umgangssprache gemäß, auch einer Stiftsdame vornehme Züge entstellt es nicht: dies aber nimmt einen höhern Flug.

Also nicht gehoben und möchte doch gehoben scheinen; das unscheinbar große verachtend, im unbedeutenden schwelgend; nicht mehr unbefangen, und doch noch nicht wieder unbefangen; nicht Natur, nicht Kultur; nicht niedrig, nicht hoch; sondern, wie der Papierne überhaupt, subaltern.

Das ewig gestrige: der sinnlose Scharfsinn, der triviale Schwung, der klanglose Wohlklang, das alles kennzeichnet den großen Subalternen. Der sitzt und sammelt und sichtet gewordenes, als wär es nicht geworden. Vor allem Werden hat er eine abergläubische Furcht. Aus lauter Orthodoxie ungläubig; aus Konservatismus destruktiv; nicht sterbend, aber auch nicht lebend, das ist der große Derselbe.

Vielleicht muß es neben der Volks- und der Literatursprache eine subalterne geben, in Verfügungen und Protokollen, in Zeitungsberichten und Katalogen. Wenn wir nur nicht soviel der Art lesen müßten und nun, ehe wir es uns versehn, in den papiernen Jargon verfielen. Wie manches Wort hat nicht den Weg aus der Amtsstube durch die Zeitung in die Literatur gemacht! Die Gerichte setzen einen Termin an 'behufs Auflassung eines Grundstücks'. Der Reporter kommt auf eine frühere Nachricht zurück 'behufs Richtigstellung derselben'. Und Ernst von Wildenbruch läßt im Astronomen dem Kellner die Krüge reichen 'behufs frischer Füllung'. Was in der Gerichtssprache stilgemäß sein mag, unter dem Vermischten der Zeitung nicht sonderlich auffällt, in der Novelle nimmt sichs, und das soll es doch wohl nicht, possierlich aus.

Doch Akten- und Büchermenschen müssen sein. Warum sollen sie nicht am ende ihren eignen Stil haben? Aber herrschen sollen sie doch nicht, weder im Staat noch in der Kirche, und in der Wissenschaft so wenig als in der Dichtung. Wer hiermit einverstanden ist, der zeig es auch in seiner Sprache!

Goethe oder Ranke oder Konrad Ferdinand Meyer für subalterne Geister zu halten, oder auch

nur für subalterne Stilisten, weil sie sich dem Einflusse des Papiernen nicht ganz entziehen mochten, wird niemandem einfallen. In jeder lebendigen Sprache auch der frühsten, ist verblaßtes, ist halb- und mißverstandenes und doch durch stillschweigende Konvention geaichtes, ist vererbter und verjährter Unfug, ist süßer Schlendrian. Und diese Harmlosigkeit grade befähigt sie zum höchsten, durch sie allein ist sie schöpferisch und schmiegsam. Nun liegt hier ein Fall vor, wo die schriftliche Sprache sich ein Mittel geschaffen hat zur bequemen und deutlichen Scheidung und Bindung. Sie hat ihren Bedarf einmal dadurch gedeckt, daß sie den eigentlichen Gehalt eines Wortes der mündlichen Sprache verflüchtigte, um so, wenn auch ohne Nachdruck, doch meist unzweideutig die Bezüge zwischen den besprochnen Dingen anzugeben. Sie hielt es nicht unter ihrer Würde, grade da, wo sie staat machen möchte, sich mit einer Wendung zu schmücken, die der mündlichen Sprache des gemeinen und des ungemeinen Mannes zu schlecht ist. Wenn das ein Mißbrauch ist, nun, auch die besten haben sichs gestattet, und man gewöhnt sich dran.

Solche Erwägungen mildern das Urteil dem einzelnen Schriftsteller gegenüber. Sicherlich zutreffend sind sie bei dem Liebling der Musen und der deutschen Mädchen, der mit der selben Gelassenheit 'sie sie' schreibt, wie er von Victorinens kleiner Figur und den Vorzügen derselben (220), von den Augen eines Kindes und dem Blick desselben (267) berichtet. Ja sogar 'welch letzterer' verschmäht er nicht. Ich will den Satz (309) nicht herschreiben; er ist gar zu sehr mißlungen. Auch kann selbst für

diese müffige, löschpapierne Wendung der junge Meister sich auf den alten berufen, der in Dichtung und Wahrheit (I 7) von mehreren, nicht dem Feuer übergebnen Stücken spricht, der Laune des Verliebten, den Mitschuldigen, an welchen letzteren er, wie er sagt, immerfort mit besonderer Liebe besserte.

Aber dem herrschenden Prosastil wird dadurch das Urteil nicht erspart, daß er bis heute kaum recht flügge geworden, daß er von den Eierschalen seines Ursprungs noch manches Stück mit sich herumschleppt, daß er noch nicht so weit erwachsen ist, was er zu sagen hat, in einer menschlichen Sprache zu sagen, das heißt in einer Sprache, die nicht bloß bequem aus der Feder, sondern auch bequem vom Munde geht, die nicht bloß durch optische Zeichen andeutet, was sie will, sondern auch klingt.

'Dieser Mensch redet wie ein Buch', ist ein krankes Lob. Umgekehrt sei die Losung: 'Dies Buch redet wie ein Mensch'.

III

WÖRTER UND WORTE

'Und sprach die geflügelten Wörter', so müßte in zeitgemäßer Übertragung die homerische Formel lauten. Denn nach der so einflußreichen Sprachscholastik unsrer Tage stellt sich die Sprache lediglich als eine lockere Folge von einzelnen Wörtern dar.

Als man noch nicht so viel las, als es noch keine vielbändigen Romane und keine Zeitungen gab, und weder Papier noch Pergament, und man der Kunst froh war, einer Urkunde wichtigen Wortlaut in Holz zu schnitzen oder in Stein zu graben, da durfte man die Worte ungetrennt schreiben, wie man sie sprach. Und selbst die Pausen, die man beim Sprechen machte, durften in der Schrift unausgeprägt bleiben. Man hatte Lust und Muße, die vielbedeutenden Zeichen andachtsvoll zu deuten. Heute dringen aus Rollen und Büchern die Gedanken von Jahrtausenden auf uns ein; täglich bestürmt uns aus Büchern und Blättern ein Stimmengewirr unzählbarer Redner. Was im Laufe von vierundzwanzig Stunden aus allen Enden der Welt in der Druckerei der Zeitung oder in unserm Briefkasten zusammenströmt, das muß unser Auge in wenig Minuten überfliegen können. Da sind uns wahrlich die kleinen Hilfen, wie Heraushebung einzelner Wörter und vor allem durchgehnde Trennung der Wörter zu gönnen. Wenns nur dabei bliebe!

Dem kleinen ABC-Schützen — da unser Leben ein Lesen ist, so erscheinen uns schon die ersten Knabenjahre vornehmlich unter dem Zeichen des Lesens —, dem kleinen ABC-Schützen also eröffnet die Fibel eine neue Welt. Da lernt er die Sprache feinsäuberlich in Wörter, Silben und Buchstaben zerlegen. Ohr und Zunge sind noch ungeschärft, da hilft ihm das Auge scheiden und gliedern. Wenns nur bei der Hilfe bliebe! Unsre hochdeutsche Muttersprache, die Sprache unsrer Denker und Dichter ist ja nicht künstliche, sondern lebendige Sprache. Und Leben ist Geschmeidigkeit. Freiheit, innerer untrennbarer Zusammenhang, nicht bloß mechanische Beweglichkeit säuberlich zerlegbarer Glieder.

Es gab einmal eine Zeit, da schrieb man 'giloubistu' und 'mitten friunden'. Aber das ist lange her. Heut ist man viel tugendhafter — im kleinen. Einen gelehrten Japaner hört ich in fehlerlosem Deutsch den Konfutsianismus mit edem Schintoismus vergleichen; und er schilderte den japanischen Gott edes Feuers und den Gott edes Wassers. Ich widerhole, sein Deutsch war fehlerlos, ja der Ausdruck erstaunlich sicher und reich: er muß ausgezeichnete Lehrer gehabt haben. Wie kam er nun zu dem seltsamen 'mit edem'? Ich hätt ihn gerne 'guten Abend' geboten, um mich über seine Religion mit ihm zu unterhalten. Ich hätte jedoch 'gutenabend' gesagt, und er hätte dann vielleicht vergeblich in seinem Wortschatz nach dem Worte 'Nabend' gesucht.

Man weiß recht gut, daß der Franzose von Wort zu Wort hinüberzieht. Wie der Engländer spricht, hat kürzlich Henri Sweet der erstaunten Welt gezeigt. Nur der Deutsche gewöhnt sich künstlich,

die Rede in Wörter zu zerhacken. Der Deutsche, sag ich, denn man glaube nicht, daß diese Steifheit sich nur bei deutsch sprechenden Ausländern beobachten lasse ('beob-achten' natürlich).

Im königlichen Schauspielhause zu Berlin hört ich den Kornet in den Piccolomini, er mochte frisch von der Theaterschule herkommen, seine Muttersprache genau so radebrechen, wie den Sohn Ostasiens die fremde: 'mit edepeschen', 'nicht edaß ich wüßte', 'seit edrei Tagen'. Und ein hervorragendes Mitglied des selben Theaters bestätigte mir auf meine Frage, daß man es in der Tat so anfangen müßte, um das anlautende *D* von dem voran-gehnden *T* scharf zu trennen. Auch Goethe befahl ja seinen Schauspielern, zu trennen: Schließt sie blühend | den Kreis der Schönen — in diesem Verse gewiß mit vollem Recht. Also nicht bloß auf Vermeidung der Assimilation ists abgesehen. Darüber ließe sich am ende reden. Denn in der Tat gibt es Assimilationen in der Umgangssprache ('Umgangschprache', 'Willem', 'Abmbrot', 'gekomm'), die dem Kothurn nicht wohl anstehen. Aber wenn man an jedem Silben- und Wortanfang, gleichviel welche Laute voraufgingen, und ob Sinn und Vers eine Pause vertragen oder nicht, die Zunge zwingen will, neu einzusetzen, so wird man im besten Falle beim Deutsch jenes Japaners enden. Wenn vollends Sänger dieser Silbenstecherei verfallen, und schließlich beinahe jedem Zusammenstoß von Konsonanten durch eingeschobnes *E* ausweichen:

Weibes e Wonne und e Weret,

so hat man den Eindruck, als ob ein Terunkener schewankte, trunken ach! vor Nüchternheit.

Man will Sauberkeit, und erreicht nur größere Unsauberkeit. Durch künstliche Trennungen will man den natürlichen Prozeß der Abschleifung hemmen, und man beschleunigt ihn nur. Davon weiß der Pilgersmann *R* ein Lied zu singen. Meine Leser kennen die prächtige Scheltrede Vischers, in der er mit recht namentlich über den Schwund des auslautenden *R* Beschwerde führte. Der hatte noch ein Ohr für den Erzklang der deutschen Zunge, und suchte nun es anderen zu schärfen. Was half es? was konnt es helfen, wenn nun einmal die Sprache, die doch über dem einzelnen Sprecher steht, den Laut da, wo er unbequem ist, beseitigen will?

Doch ehe wir uns so ergeben, mag noch eins erwogen werden: Wodurch wird uns denn auslautendes *R* so unbequem? Im natürlichen Fluß der Rede, die nur Pausen macht, wo der Sinn sie fordert, wird der Auslaut beinahe zum Inlaut und das *R* macht minder Schwierigkeit:

Aberüberdemstummenerwacht —

und Zung oder Gaumen stellen sich gleichsam auf das *R* ein, so daß sie es nun wohl auch am Ende leichter herausbringen:

lauter unermeßlicherjammer.

Spricht man jedoch, wie der orthographische Aberglaube will, künstlich stammelnd Wort für Wort getrennt, ohne doch ganz besonders Kraft und Zeit aufzuwenden, so wird das auslautende *R* leicht ganz verstummen:

Abe- übe- dem stummen e-wacht . . .

Und wer ein Gurgler ist, 'ein Lurbser' nach Vischer, dem spielt es noch einen schlimmern Streich:

Aba üba dem stummen awacht . . .

Ich habe dies von einer Oberbayrin gelernt. Ein Norddeutscher bat sie um ein Rühr-Ei, das aber in seinem Munde zu einem Rüe-Ei wurde. Sie verstand ihn nicht. Er widerholte: 'ein Rüe-Ei'. Endlich rief sie ärgerlich: 'ach, a Rürei!'

Jenes 'Rüeei' soll uns ein Symbol der grausamen Rache sein, wie sie der Genius der Sprache nimmt für die grausame Zerfleischung der Rede in Wörter. Die Formen dieser Rache sind jedoch durch die geschilderten Auswüchse und Verstümmlungen noch nicht erschöpft.

Was du von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.

Hört man wohl, wies in diesen inhaltschweren Versen gähnt? 'Minuteaus—', 'keineewigkeit'. Der Kunstausdruck für dies Gähnen ist Hiatus. In der griechischen Bezeichnung *χασμωδία* klingt gar *χάος* an. Gähnen wir nur so weiter, so wird unsre Sprache bald beim Chaos anlangen, dem allgemeinen Rüeei!

Die Dichter der Alten haben den Hiatus bekanntlich streng gemieden. Wo wir ihm dennoch bei ihnen begegnen, dürfen wir jedesmal nach einer besondern Rechtfertigung fragen. Bleibt die aus, so pflegen wir Verderbnis der Überliefrung anzunehmen.

Den deutschen Dichtern fiel er erst allmählich aufs Gewissen. Strenger ward man gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit. Man begann namentlich kurzes *E* vor vokalischem Anlaut als Mißklang zu empfinden. Die Sprache kam diesem Wohllautsbedürfnis entgegen, indem sie unter gewissen Bedingungen eben dies kurze Schluß-*E* abzuwerfen liebte: 'Gnad(e) und Frid(e) zuvor', so Luther; 'Wär(e) ich ein Knab(e) geboren', so das Volkslied. Man

nennt dies Apókope. So verhütete die große Künstlerin unbewußt die Rüeeitöne.

Doch dieser weitgehnden Freiheit im Abwerfen des Schluß-*E* haben wir uns längst wieder entwöhnt. Und dadurch ist die Hiatusgefahr ins ungeheure gewachsen; so sehr, daß an eine gründliche Abwehr, in der Prosa wenigstens, wohl nicht mehr zu denken ist. Unnötig schädigend wirkt jedoch hier unsre Gewohnheit, die Stelle eines unterdrückten *E* durch ein Häkchen anzudeuten. Ich sehe davon ab, daß wir dabei nicht konsequent verfahren, daß wir es setzen, wo gar nichts ausgefallen ist: 'Goethe's Werke', und widerum es zu setzen unterlassen, wo nicht bloß ein *E*, sondern viel mehr ausgefallen ist. Das Häk'chen ist überhaupt vo'm Übel. Es ist, als ob man Gewissen'sbisse fühl'te, als wollte man sich einer Unterschlagung schuldig bekennen. Durch solch Bekenntnis wird aber ein falscher Rechtszustand geschaffen. Die Apokope in 'Aug um Auge, Sonn und Mond, Lieb und Lust, Freud und Leid' oder in 'hab ich, konnt er, sandt ihm' erscheint jetzt überall nicht als Pflicht, sondern als Lizenz, wie man sie der Umgangssprache zugesteht, die es sich bequemer machen darf, und wohl auch den Dichtern, die unter dem Zwange des Verses stehn. Daß die Muse der Sprache sich diesem Zwang entgegensehnt, wie das Mädchen dem Tanze, wird hierbei vergessen. Der Zwang des Verses wird nicht mehr als ein mächtiger Hebel*) empfunden, der die Sprache erst auf ihre eigentliche Höhe hebt, sondern im besten Fall als ein Freibrief auf gewisse Ab-

*) Schiller an Goethe 24. November 1797, Goethe an Schiller 5. Mai 1798.

weichungen vom Paradigma der Schulgrammatik, namentlich auf Verkürzungen, denen gegenüber die vollständigern Formen unter allen Umständen, hiatuszeugend oder nicht, als das eigentlich korrekte erscheinen: Schulfuchsereien, wie sie sich bei uns auf Grund einer mißverstandnen Orthographie entwickelt haben, und durch die es gelungen ist, den musikalischen Sinn der Sprache einzuschüchtern oder einzuschläfern.

Unter solchen Umständen muß der Dichter Mut und Wachsamkeit verdoppeln, um einen Rest guter Sitten in bessre Zeiten hinüberzuretten.

Goethe empfand diese Pflicht. Er hat sie auch Schillern eingeschärft (Brief vom 14. Jan. 1805). Doch kam die Mahnung für diesen zu spät. Und wenn Goethe schon früher den Hiatus zu meiden wußte: einige Male hat auch er ihn, selbst in seinen vornehmsten Dichtungen sich durchgehen lassen. In der Iphigenie und im Tasso fand Scherer*) sechs Hiate:

Iphigenie

I 3 Um Trojens Mauern lagerte. Ob sie
Die Stadt gewonnen . . .

II 2 Warf die Verderbliche ein faltenreich
Gewebe.

III 1 Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Tasso

II 1 Das Göttlichste erfuhr ich nur in dir.

III 4 (Man erlaubt) Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft.

ebd. Zu neuer Mühe auszuruhen denkt.

---

*) In dem Sammelbande philologischer Aufsätze zu ehren Theodor Mommsens. Berlin 1877, S. 224.

Elf weitre übersah er:

Iphigenie

II 1 Soll ich wie meine Ahnen — bluten?
III 1 Wo eine alte leichte Spur . . .
V 3 Ich habe nichts als Worte, und es ziemt . . .

Tasso

I 1 . . . erkennst du sie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?
II 2 Verwirrte unklug, was du lösen wolltest.
II 3 Das schönste Opfer.
III 2 Ich zauderte; es war nur kurze Zeit.
III 2 Geduld, Eleonore! üben konnt ich die . . .
IV 2 Die traurige Erfahrung.
V 1 Vergessen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte. Über vieles kann
Der Mensch zum Herrn sich machen.
V 4 So komm ich an die Schwelle. Offen steht
Die Türe schon.

Doch wichtiger als die stehn gebliebnen, sind die glücklich beseitigten Hiate:

Iphigenie

Du hattest mir die Sinnen eingewiegt.

Die Form 'Sinnen' war sehr willkommen, um den Hiatus zu vermeiden, so mit Recht Scherer. Aber absichtlich zu diesem Zwecke gewählt? Goethe liebte die Form, 'Zu neuen Gefühlen all meine Sinnen sich erwühlen' (Faust 479 Weim. Ausg.; vgl. 431, 1436, 1633, 2734). Vollends in der edlern Bedeutung, die hier auszuprägen sich wohl empfahl. In den frühern Fassungen fehlt der Satz ganz. Also: wer will es sagen, ob die Form Sinnen eigens gewählt ward, um den Hiatus zu meiden?

Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen

lautete vorher: mit fürchterlichen Donnerschlägen.

Der Plural lag gleichsam in der Luft. Beweist also auch nichts.

Ein drittes Beispiel: Thoas spricht

> Und schweigt in ihrer Brust die rasche Glut,
> So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
> Der Überredung goldne Zunge los.

Warum nicht 'ein'? Faust sagt wohl 'Das Element drang gräßlich auf mich los', dagegen Tasso 'Wer dringt so klug mit treuer, lieber Meinung auf mich ein'? Dort gewaltsames Losbrechen, hier stetiges, nachhaltiges Einwirken. Ursprünglich hieß es bei Thoas 'stürmt aus dem treuesten Herzen mit tausend goldnen Zungen auf sie los'. Doch 'Sturm' ward in 'Drang' gemäßigt, aus dem 'treusten Herzen' ward 'treu und mächtig', statt der 'tausend goldnen Zungen' heißt es jetzt 'der Überredung goldne Zunge'. Hiernach muß '(dringt) los' ein unerwartetes Umbiegen des Tones heißen. Ich frage wieder, warum nicht 'ein'? — Weil 'Zunge ein' unerträglich klang.

Zwingend freilich, auch den widerwilligen zwingend ist dieser Fall vielleicht noch weniger als die vorigen. Darum muß ich weiter ausholen.

Bereits die erste, so zu sagen prosaische Fassung der Iphigenie von 1779 enthält zahlreiche Fälle der Apokope vor Vokalen: 'Stärk und Glück, dein und meine Rettung, Hülf und Rückkehr, voll Müh und eitel Stückwerk, erwart es ruhiger, ich hör Ulyssen, ich leugn es nicht' u. s. w., und natürlich nie anders als 'sag ich, hab ich, trag ich'. Je weiter nun die Rhythmisierung fortschritt, desto strenger ward füglich das Gebot, klaffendes *E*, wenn es apokopierbar war, abzuwerfen. Wo jedoch dies Mittel versagte, da bedurft es kräftigern Eingreifens. Es ist nun

zweifellos, daß bei den sechsig bis siebzig Hiaten, die, soviel ich sehe, zwischen der ersten und der letzten Fassung getilgt wurden, oft auch andre Gründe der Änderung mitsprachen, und dem glücklich gestimmten Dichter mit dem gediegneren Ausdruck zugleich auch der reinere Wohllaut von der begnadeten Lippe floß.

Unsterbliche! auf euren reinen Wolken

ward erweitert in 'Unsterbliche, die ihr den reinen Tag auf immer neuen Wolken selig lebt' und

O süße Stimme! o willkommner Ton!

verändert in 'O süße Stimme! vielwillkommner Ton'. Wer will sich hier darauf steifen, daß der Hiatus den ersten Anstoß zu der Änderung gegeben habe? Ich möcht es glauben, trotz der starken Interpunktion. Doch davon später! Die Stimme, deren Ton den treuen Pylades so süß anheimelte, sprach kurz vorher:

Die Freiheit, die ich dir gewähre, ist gefährlich.

Eine Hebung zuviel. Darum setzte Goethe 1787 'gebe' statt 'dir gewähre', aber nicht:

Die Freiheit, die ich gebe, ist gefährlich.

sondern:

Gefährlich ist die Freiheit, die ich gebe.

Eine ähnlich energische Umstellung zieht der Pylades von 1787 vor, wenn er früher meinte: 'Ich denke anders', jetzt aber: 'Ganz anders denk ich'. Und während der König in Iphigeniens Freundlichkeit bis 1781 'die Liebe einer Tochter' zu sehn sich freute, steigert er diesen Eindruck 1787 zu 'der zarten Tochter Liebe'. Also überall mit der Beseitigung des Hiats zugleich der Ausdruck gehoben. Vielleicht war dies das erste; der kleine Vorteil ward dabei mit wahr-

genommen. In der Lügenmär sind wir gewohnt, von zwei Söhnen Adrasts reden zu hören, und dann:

Ich bin der jüngste, Cephalus genannt;

ursprünglich hieß es, mit zwei Hiaten, aber freilich auch sonst mißtönend genug:

Der jüngste ich, mein Name ist Amphion.

Früher hieß es: Die eine kannt ich. Eine andre nahm — jetzt: doch die ältste nahm; früher: O sollte einer reinen Schwester Wort — jetzt: Soll nicht der reinen Schwester Segenswort; früher: Es ist das letzte und das gräßlichste — jetzt: dem letzten, gräßlichsten; früher: an fremde Ufer — jetzt: an fremdes Ufer. Diese Stellen mögen rückwärts die andern in das rechte Licht setzen. Nun wird man mit heller Freude sehn, wie glücklich Goethe 'zu große Ehre', 'meine Ahnherrn', 'alle unsre Waffen' 'die grüne Erde'; 'das delphische Orakel', 'der große Agamemnon', 'Wölfe um den Baum', 'die leichte Iris', 'Eure Amazonen' und alle die andern gähnenden Lautungeheuer aus der Welt zu schaffen wußte.

Diese Musterung war nötig, um für Art und Zahl der stehn gebliebnen Hiate den rechten Maßstab zu gewinnen.

Interpunktion, sahn wir, galt dem Dichter nicht ohne weitres für entschuldigend. Was ist denn auch Interpunktion? wird sie mitgesprochen? Doch nur als Ton und als Pause. Aber wie oft fordert unsre Schulinterpunktion ein Zeichen, wo wir beim Lesen keine Pause machen! Und wieviel Pausen macht der verständige Redner, ohne daß ihnen in der Schrift ein Zeichen entspräche! Aber nicht die konventionelle Interpunktion, sondern die sinngemäße Pause kann maßgebend sein und war es für Goethe.

O süße Stimme! o willkommner Ton . . .
Unsterbliche! auf euren (reinen) Wolken . . .
Die Freiheit, die ich gebe, ist gefährlich . . .

diese Hiate wurden beseitigt. Geduldet aber wurden, ich bitte die vorhin ausgeschriebnen Stellen nachzulesen: 'lagerte. Ob'; 'Worte, und'; 'Laune, ungezähmter'; 'zauderte; es'; 'hätte. Über'; 'Schwelle. Offen' — geduldet also am Ende der Periode und zwischen zwei vollständigen Hauptsätzen. Einen Fall eigner Art haben wir in

Geduld, Eleonore! üben konnt ich die
Von Jugend auf.

Doch auch hier hält nur der sinnlos lesende nicht inne. Wo aber niemand daran denkt zwei Laute zu vereinen, da kommt ihre Unvereinbarkeit, der Hiatus also nicht in frage.

Ähnlich steht es bei den rhythmischen Einschnitten, sei es am Ende des Verses oder an der sogenannten Zäsur. An solchen Stellen wird unter dem Einfluß des Verses die Sinnespause über ihr natürliches Maß erhöht. Am Versende hat denn auch Goethe den Hiatus, selbst in seiner Lyrik, unbedenklich zugelassen. Doch bleiben wir beim jambischen Fünffuß: die Dichter des vorigen Jahrhunderts verfuhren hier verschieden. Der verständig scharfe Lessing anders, als Goethe, der tiefen Sprachtöne Meister. Jenem sind die rhythmischen Einschnitte fast gleichgültig. Goethes Ohr war hierfür empfänglicher. Folgerichtig hatt er keinen Grund den Hiatus zwischen Verses Aus- und Anlaut zu scheuen. Und widerum folgerichtig hat man bei ihm mit Zäsuren zu rechnen. Auch in der Iphigenie, wiewohl man nicht wird behaupten dürfen, daß hier oder in den

etwa gleichzeitigen Geheimnissen oder in der Zueignung jeder Vers seine Zäsur habe.

Damit verschwinden von unserm Index weitre fünf Hiate:

Warf die Verderbliche | ein —
Das Innerste | in —
Das Göttlichste | erfuhr —
Zu neuer Mühe | auszuruhen —
Für holde Früchte | einer —

Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß bei den drei ersten Fällen Schillers Art sollte eingewirkt haben, der betontes *E* überaus häufig im Hiatus stehn hat. Maria: Sie ist die Jüngeré an Jahren; Beatrice: Die Stadt die völkerwimmelndé ertosen. Man könnte diesen Hiatus auch nach Haller benennen, wenn es sich bestätigen sollte, daß dieser sorgsame Dichter betontes *E* vor vokalischem Anlaut, wie 'schimmerndé Altäre', weniger ängstlich gemieden hätte, als unbetontes. Aber Goethe? Sichrer würde man das wissen, wenn Zarncke seine sorgfältigen Untersuchungen, die er Goethe zu ehren anstellte, zum 19. Oktober 1865, nicht gerade bei Goethe abgebrochen hätte. Aber wir wissen durch Zarncke, daß Goethe die 'französische Zäsur', die eben hier unter den drei Fällen zweimal vorliegt, eine Zeitlang, selbst in der italienischen Stanze, durchaus vorherrschen ließ. Auch in der Iphigenie ist sie zuweilen ohrenfällig genug:

'Das Wenige | verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht, | wieviel noch übrig bleibt'.
''Doch lobst du den, | der seine Tat nicht schätzt?''
'Man tadelt den, | der seine Taten wägt'.

Zum zweiten jener Fälle ist es nützlich, die ältere Fassung zu vergleichen. Da steht: 'Mein Innerstes

in seinen Tiefen wendet'. Der (scheinbare) Hiatus ist also durch die letzte, sonst doch überaus sorgfältige Fassung erst hineingekommen.

Es bleiben somit in Iphigenie und Tasso, also in fünftausend und einigen Versen, im ganzen fünf Hiate. Ein Tor, wen das verdrießt. Ein Tor auch, wen es tröstet, über den Gähnkrampf der eignen Verse, mein ich, tröstet. Denn ein Trost ist dabei: Man vergleiche die Menge der glücklich geschlossnen und gemiednen Hiate mit dem winzigen Rest offengebliebner; unsre Sprache ist noch nicht so alt und welk, als die meisten der neueren Dichter uns wollen glauben lassen. Sie macht dem zu schaffen, dem es ernst ist um die Kunst. 'Und so verderb ich, unglücklicher Dichter, In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst'. Aber schließlich gibt sie doch etwas her dem, der ernsthaft wirbt. Goethe, der die Schranken seiner Muttersprache empfand, wie keiner, hat sie auch hinausgerückt, wie keiner.

Schillers Stärke war der große Schritt, der hohe Schwung, nicht die sinnliche Kraft, nicht die Anmut und Reinheit der Form. Die Dichtung unsres Jahrhunderts ist aber hierin noch unter Schiller herabgesunken, und das vor lauter Scheinreinigkeit (das Wort ist von Leibniz). Vor der papiernen Logik kann nur 'habe ich' bestehen, da es doch 'ich habe' heißt und nicht 'ich hab'! Doch Schiller hatte noch Ohr genug, zu hören, daß niemand, der Papierne natürlich und die Seinen ausgenommen, anders spricht, als 'hab ich', 'hatt ich', 'versteh Euch'. Der sonst so hiatusreiche Dichter hat zwischen Verbalformen und ihrem enklitischen Anhang niemals Hiatus eintreten lassen. Das selbe muß freilich den ernst-

hafteren unter den Dichtern unsres Jahrhunderts bezeugt werden, besonders Uhlanden, der auch, wie wir jetzt aus seinem Nachlaß erfahren, gerade solche Hiate getadelt hat, was sicherlich kein Zufall ist.

Doch bleiben wir einmal bei den Fällen mit 'ich'. Suleika sang

> Dort wo hohe Mauern glühen,
> Finde ich den Vielgeliebten.

Goethe machte daraus

> Find ich bald den Vielgeliebten.

Wie anders 'der größte Lyriker nach Goethe'!

> Träumend, wie im halben Schlummer
> Wandle ich bei Tag.

'Wandel(e) ich bei Tag' kam Heinen nicht in den Sinn. —

> Der Junker sprach: Wohl kenne ich
> Dies blühende, glühende Bildnis. —
>
> Und immer irrte ich nach Liebe. —
>
> Wie sie mich ansah, streng und wunderlich
> Und doch so liebevoll, erwachte ich. —
>
> Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
> Gedenke ich der alten Zeit. —
>
> Auf den Wällen Salamankas
> Sind die Lüfte lind und labend.
> Dort mit meiner holden Donna
> Wandle ich am Sommerabend. —
>
> Ruhig schüttelte ich ab
> Den Staub von meinen Reisekleidern. —
>
> Als ich saß auf Mutters Schoß,
> Glaubte ich an Gott den Vater. —

Diese schlimmsten Fälle, aus Heines besten Liedern, mögen als Probe genügen. Man ermesse darnach, wie es sonst bei ihm gähnt und schlottert.

Aber die Zwanglosigkeit der Form ist Vorrecht des Volkslieds. Grade durch das minder strenge der Form wirkt Heines Muse, wie der Hirtin schlichtes Lied, zuweilen mit der elementaren Gewalt des Naturlauts.

Sehn wir uns doch einmal das Volkslied auf den Ich-Hiatus an. Was man unter dem Namen Volkslied zusammenfaßt, ist von recht verschiednem Wert. Auch das Volkslied hat seine Blüte gehabt und seinen Verfall. Und dennoch, bis man einen Ich-Hiatus findet, mag man lange suchen. Hier ist einer, aus der Ballade vom verhungernden Kinde:

Mutter, ach Mutter, es hungert mich!
Gib mir Brod, sonst sterbe ich.

So steht wenigstens im Wunderhorn von 1806. Ein andrer im Lied 'O Schiffmann!' wie es Anna von Droste-Hülshoff aufzeichnete:

O Mädelein!
Leib und Seele verkaufe ich,
Dein junges Leben rette ich.

So wäre Heine gerechtfertigt? Ja, wenn es recht ist, daß die Künstler die Natur urteilslos abschreibe, wie er sie grade findet. Nun aber hieß es in der Hungerballade früher 'Gib mir Brod, sonst stirb ich'; so steht denn auch in der Charlottenburger Ausgabe von 1845 'sterb ich'. Und im Schifferliede haben ältere Fassungen 'geb ich wohl — lös ich schon' (Gräter 1814) und 'geb ich schon — rett ich schon' (Hoffmann 1842) und ähnliches.

Man sieht doch wohl, es handelt sich hier nicht um spinnwebne Regeln, sondern um eherne Gesetze. Nicht dieser oder jener Sprachmeister, die Sprache selber, vollends wo sie ihre Glieder nach dem Takte regt, verbietet die Pronominalenklitika von der vor-

aufgehnden Verbalform durch den Hiatus zu trennen. Der große Papierne aber, mit seiner Scheingrammatik und seiner heiligen Orthographie, leistet, wie sich auch hier gezeigt hat, nur der Verwilderung Vorschub. Doch genug! denn nun gilt es widerum vor einer neuen Scheinreinigkeit zu warnen.

Es gab im Altertum Dichtungen, deren Hauptmerkmal die Vermeidung einzelner Laute war; ja sie scheinen eigens gedichtet zu sein, um zu beweisen, daß es möglich ist, viel hundert Verse bald ohne diesen, bald ohne jenen Laut fertig zu bringen. So könnt ich mir auch jetzt einen Dichter denken, der sich hinsetzte, um einen Band hiatusfreier Gedichte zusammen zu schreiben, und sich einbildete, dieser Band sei nun wertvoller, als der vorige, hiatusreiche; oder einen Erzähler, der das papierne 'derselbe' vermiede und nun mit einem Schlage all den berühmten Erzählern glaubte überlegen zu sein, die das unvermerkt entseelte Pronomen noch nicht missen mochten. Und wenn ich alle Tücken des Papiernen wüßte, und lernte sie alle klüglich meiden, und hätte der Liebe nicht?

Es gibt eine formelle Technik ohne inneren Gehalt. Doch wo wertvoller Gehalt in einer Künstlerseele wohnt, da ringt er auch nach Gestaltung in technisch vollendeter Form. Dies Ringen kommt dem Gehalt widerum zugute, und erhält den Brunnen der Sprachkraft in Fluß, während es ihn zu erschöpfen scheint. Beides, denk ich, hat uns Goethe gelehrt. Wie die Not als Weltprinzip erkannt ist, so ließe sie sich wohl auch als Schönheitsprinzip erweisen. Auch hier ein äußeres Müssen, dem ein inneres entspricht, ein Leiden, gegen das wir den Kampf freudig

aufnehmen, weil wir fühlen, er zieht uns nach oben, er erlöst uns.

Der Erlöser der deutschen Sprache, dessen ich harre, wird ein großer Dichter sein, der Gott und Welt in seiner Brust vereinigt, und wird mit dem Könige gehn und dem Arbeiter. Und wird in die Tiefen des deutschen Volksgeistes und der Geschichte hinabsteigen und zu den Höhen reiner, ewiger Formen hinaufstreben. Er wird uns den Glauben an unsre Muttersprache, der uns im Jahrhundert nach Luther fast verloren ging, und der trotz Goethes und der Brüder Grimm noch nicht Gemeingut aller deutsch Fühlenden ward, lebendig machen, wie nie zuvor. Seine Worte werden Taten sein, und vor dem Atem seines Mundes wird der ganze papierne Schwarm entflattern.

Druck von Theodor Hofmann in Gera.